

Eisenbahn-Unterhaltungen



Im rothen Krug.

Criminalgeschichte von J. D. H. Temme.

J. D. H. Temme
Im rothen Krug
Eine Criminalgeschichte

Verlag von Gustav von Behrend, Berlin, 1863

Bibliothek von ngiyaw eBooks
Transkription von Christine Weber

Illustration: Cover nach der Vorlage

1.

Auf der Poststation fuhr eine Extrapost vor. Vier Personen stiegen aus. Zuerst ein sehr langer, magerer Mann. Er trug einen langen, bis über die Knie herunterreichenden, bis an die Halsbinde zugeknöpften, hellgrauen Ueberrock und hatte ein wettergraues Gesicht und in diesem einen starken, borstig geschnittenen, grauen Schnurrbart.

Er sah zwar nicht aus, wie ein Bedienter; er mußte aber doch wohl eine untergeordnete Stellung zu der übrigen Reisegesellschaft einnehmen. Er blieb an dem Wagenschlage stehen und half dieser aussteigen.

Ein hübscher junger Mann war der erste, dem er half, schlank, groß, mit einem vornehmen, gemessenen Anstande und mit blonden Haaren, die glatt über eine denkende Stirn gestrichen waren.

Ihm folgte ein ältlicher Herr mit einem spitzen, gelben Gesichte, mit Spitzbubenaugen und mit dem rothen Bändchen der französischen Ehrenlegion im Knopfloche.

Zuletzt kam ein kleiner, dicker, runder Herr mit einem sehr knurrigen, rothen Gesichte.

Die Herren waren vor der Thür des Posthauses ausgestiegen.

Der Postillon hatte durch Blasen seine Ankunft angemeldet, als er auf den Posthof fuhr.

Aus dem Posthause war der Postmeister auf den Hof getreten. Der Postillon übergab ihm den Extrapostzettel. Er las ihn, während die Herren ausstiegen. Er wandte sich dann an Einen von ihnen, an den ältlichen mit dem gelben Spitzbubengesichte und dem rothen Bändchen der Ehrenlegion.

Es war ein alter Soldat, der Postmeister; wahrscheinlich war er Feldwebel gewesen. Gewiß war, daß er die Freiheitskriege mitgemacht hatte; denn er trug auf seinem Rocke die Kriegsmedaille und einen russischen Orden; da imponirte ihm das rothe Ordensbändchen, wenn es auch ein Französisches war.

»Der Herr Baron wollen nicht weiter fahren?« fragte er den ältlichen Herrn.

Dieser wies stumm mit der Hand auf den hübschen jungen Herrn mit dem vornehmen, gemessenen Anstande.

»Der Herr Baron wollen nicht weiter fahren?« wiederholte der Postmeister seine Frage an den vornehmen Herrn.

»Nein.«

»Der Herr Baron wollen also hier bleiben?«

»Nein.«

Der vornehme junge Herr wandte ihm dann den Rücken. Der Postmeister stand etwas verdutzt.

»Hm, hm!« sagte er verlegen. »Das ist doch wohl der

Herr Baron von Stromberg, auf den der Postzettel lautet?«

Der kleine, runde Herr mit dem knurrigen Gesichte trat an ihn heran. »Gehört die Fähre dort zur Post?«

»Ja.«

»Dann lassen Sie uns sofort übersetzen und besorgen Sie für unsern Wagen vier frische Pferde.«

»Und wie weit wollen Sie die Pferde haben?«

»Bis zum rothen Krug.«

»Also zum rothen Krug wollen Sie?«

»Herr Postmeister, ich will Ihnen nur bemerken, wenn Sie ein einziges Wort davon sprechen, daß wir, oder daß sonst heute Reisende zum rothen Kruge gefahren seien, Sie die längste Zeit Postmeister gewesen sind. Haben Sie mich verstanden?«

Der dicke runde Herr sprach das so bestimmt und er sah dabei so knurrig aus, daß der Postmeister in der That erschrak.

»Hm, hm, über meine Lippen soll kein Wort kommen.«

»Dann gehen Sie,« sagte der kleine, dicke Herr. »Aber vorher noch Eins. Sind heute Gensdarme hier gewesen?«

»Nein.«

»Gut.«

Der Postmeister kehrte in das Posthaus zurück. Er schüttelte im Gehen bedenklich für sich den Kopf.

Der vornehme junge Herr war unterdeß weiter in den

Posthof hineingegangen.

Posthof und Posthaus lagen zwischen einer Chaussee auf der einen und einem ziemlich breiten Flusse auf der anderen Seite.

An dem Flusse, über den keine Brücke führte, lag ein Fährhaus. Es lag am Ende des Posthofes, dem Posthause schräg gegenüber.

Zu dem Fährhause hin hatte der junge Herr seine Schritte gelenkt. Er war wohl der Herr Baron von Stromberg, von dem der Postmeister gesprochen hatte.

Er war in der Nähe des Fährhauses stehen geblieben, sah sich nachdenkend das kleine Häuschen und die Fahrzeuge an und das Wasser, in dem sie lagen, und er hatte wohl Ursache, nachdenkend zu sein.

Der Strom war hoch angeschwollen; sein Wasser schoß wild, stürmend, tobend dahin.

Und die Nachen und Kähne und Prahmen, in denen man ihn passiren mußte, waren so leicht, so winzig klein und schwach gegen das hohe, breite Wasser, gegen die mächtigen Wellen, die es warf. — Sie wurden schon jetzt, in der schützenden, sicheren Bucht, in der sie am Ufer lagen, hin und her, auf und nieder, prasselnd und klappernd gegen einander und wieder von einander geworfen; wie mußten sie erst fliegen und schwanken und hoch auf- und tief niederfahren, wenn sie lose und frei in dem freien, entfesselten Wasser, in den wilden Wogen dahinfuhren! Und dem Schwanken kann ein

Umschlagen, dem Niederfahren ein Versinken folgen!
Und ein Versinken war hier der sichere Tod in einem tiefen, nassen Grabe!

»Hm, hm!« sagte auch der vornehme gemessene Baron.

Er schien noch mehr und zwar mit sich selbst, sprechen zu wollen. Da sah er Jemanden neben sich stehen.

Es war ein junger Mann in besserer ländlicher Kleidung, ein hübscher Mensch, mit einem frischen, kecken, etwas südlich geformten Gesichte, mit einem Paar blitzender schwarzer Augen und einem schwarzen, krausen Lockenkopfe. Er war aus dem Posthause gekommen.

Er blickte ebenfalls auf die Fahrzeuge, die am Ufer lagen und in den angeschwollenen und reißend und tobend dahinschießenden Strom. Aber seine blitzenden Augen schauten so muthig und so zuversichtlich hinein und mit einer so eigenthümlichen, einer so herausfordernden Lust.

Auch in dem Gesichte des vornehmen Herrn las man auf einmal eine gewisse Zuversicht.

»Werden Sie mit hinüberfahren?« fragte er den jungen Mann.

»Ich weiß es noch nicht,« war die Antwort.

Man las die Zuversicht nicht mehr in dem Gesichte des Barons. Aber der junge Mann hatte ihm freundlich,

höflich geantwortet. Er sprach weiter mit ihm.

»Ist der Strom immer so hoch und reißend?«

»O, nein, erst seit gestern, und er wächst noch immer.«

»Ah, und was ist die Ursache?«

»Wir hatten hier seit drei Tagen furchtbares Sturm- und Regenwetter; oben im Gebirge war es noch schlimmer. Da sind alle die kleinen Flüsse und Bäche angeschwollen, die sich aus den Bergen in diesen Strom ergießen.«

»Hm, hm, und da ist die Passage über das Wasser wohl gefährlich?«

»Pah, man muß nur keine Furcht haben.«

»Sind die Fährleute zuverlässig?«

»Es sind tüchtige Burschen.«

»Sie kennen sie also! Sie sind wohl hier aus der Gegend?«

»Von drüben, aus dem Gebirge.«

Der junge Mann zeigte über den Strom hinüber.

Gleich jenseit des Stromes erhob sich hohes, waldiges, wildes Gebirg. Auf dieser Seite war eine unabsehbare fruchtbare Ebene.

Der Strom schied Ebene und Gebirg.

Der Baron schien den jungen Mann noch mehr fragen zu wollen. Er wurde daran verhindert.

Hinten auf der Chaussee wurde ein Posthorn laut. Gleich darauf fuhr ein Postwagen auf den Posthof.

Es war die gewöhnliche Fahrpost, die täglich kam und weiter fuhr. Sie kam aus der Residenz.

Als der junge Mann sie sah, zeigte sein hübsches, lebhaftes Gesicht eine plötzliche Unruhe und Spannung. Er machte einige Schritte nach dem Posthause hin; er schien dem Wagen entgegen gehen zu wollen. Aber auf einmal blieb er stehen.

Der Postwagen hatte unmittelbar an dem Posthause gehalten. Der Conducateur hatte den Schlag geöffnet. Ein junger Offizier war ausgestiegen. Auf seine Hand gestützt, war ihm eine junge Dame gefolgt.

Es war eine wunderschlanke Gestalt, ein reizendes frisches Gesicht, das kaum siebzehn oder achtzehn Jahre zählen konnte.

Der Offizier, indem er ihr seine Hand hinreichte, sah sie mit einer ehrerbietigen Zärtlichkeit an.

Indem sie die Hand nahm, lächelte sie ihm glücklich und dankbar zu. Unter dem Lächeln übergieß sich das schöne Gesicht mit dunkler Röthe.

Der Offizier mußte ihre Hand gedrückt haben. Aber sie war nicht böse darüber geworden.

Und es lag in dem Allen eine so reine, so unbefangene, so unbewußte Unschuld.

Auf den jungen Mann mit den schwarzen, krausen Locken mußte es einen andern Eindruck gemacht haben. Er war erblaßt; seine blitzenden Augen funkelten zornig. Er stampfte heftig mit dem Fuße. Aber die funkelnden, flammenden Augen konnte er von dem, was er sah, doch nicht wegwenden.

Der Offizier führte die Dame in das Posthaus.

Sie hatte den jungen Mann mit den Locken nicht gesehen. Ihr glücklicher Blick war nur für den zärtlichen jungen Offizier dagewesen, mit dem sie gereist war, der sie aus dem Wagen hob, der ihr die Hand gedrückt hatte, der sie an seinem Arme in das Haus führte.

Der junge Mann mit den Locken stampfte noch einmal mit dem Fuße. Dann setzte er seinen Weg langsam fort und verschwand im Innern des Posthauses.

Der Baron hatte wenig auf ihn geachtet. Was ging den vornehmen Herrn der Zorn und der Verdruß eines jungen Menschen an, der nicht mehr als ein Landmann sein konnte?

Die schöne, junge Dame hatte er sich desto angelegentlicher angesehen, und wie der Offizier gegen sie so zärtlich, und sie darüber so glücklich war, da konnte man glauben in seinem Gesichte wenigstens einen leisen Unmuth der Eifersucht, oder wohl nur des Neides zu lesen; denn daß die Dame ihm fremd war, sah man ihm wohl an, wogegen er den Offizier zu kennen schien. Er besann sich einen Augenblick; dann ging er ebenfalls in das Posthaus.

Die Poststation lag einsam; in der Nahe war keine Stadt, kein Dorf, kein Wirthshaus. So war das Posthaus zugleich Wirthshaus und unten im Hause war ein geräumiges Wirthszimmer.

In dieses ging der Baron.

Er fand mehrere Menschen darin, die er freilich alle schon gesehen hatte, zuerst seine drei Reisegefährten, sodann die schöne junge Dame, die mit dem jungen Offizier aus dem Postwagen gestiegen war, und diesen Offizier selbst.

Das junge Paar saß am Fenster beisammen. Der Offizier sprach leise zu der Dame. Er mußte sehr zärtlich zu ihr sprechen; er sah wenigstens so aus, und sie erröthete so glücklich.

Der Baron sah es, er that als sehe er es nicht. Er ging auf den langen hageren Mann mit dem zugeknöpften langen Rocke zu.

Der Mann stand an der Thür; er schien die Befehle des eintretenden Barons zu erwarten.

Der Baron befahl ihm:

»Sorgen Sie, daß wir bald abreisen können. Wir werden hier ungebührlich aufgehalten.«

Der lange Mann verließ das Zimmer.

Der Baron wandte sich dann an den runden, dicken Herrn. Dieser frühstückte behaglich.

Der Baron nahm ihn auf die Seite.

»Sie haben sich erkundigt, lieber Polizeirath?«

Er sprach vornehm herablassend.

Der kleine dicke Polizeirath antwortete ihm etwas ungenirt. Er war schon ein Mann in gesetzten Jahren, während der Baron noch recht jung, vielleicht kaum fünfundzwanzig Jahre alt war. Erfahren hatte jener in der

Welt auch wohl mehr als dieser, und wenn auch der vornehme Baron ihm schien befehlen zu können, so mochte es doch ein eigenthümliches Verhältniß sein, in dem die Beiden zu einander standen.

»Ja,« sagte der Polizeirath, »wir sind hier drei Meilen vom rothen Krüge und bekommen Pferde dahin.«

»Und unsere Gensdarmen?« fragte der Baron.

»Sind nicht hierher gekommen, müssen sich also schon ein paar Meilen von hier haben übersetzen lassen.«

»Desto besser! Hier ahnt man von unserer Mission nichts?«

»Gar nichts.«

»Noch Eins, kennen Sie die junge Dame dort?«

»Nein.«

Dann erst sah der Baron sich das junge Paar wieder an, und nun ging er auf die Beiden zu, und als er bei ihnen anlangte, gab er dem Offizier sehr freundlich die Hand und sagte zu ihm:

»Ah, Baron Plessen! Sehr erfreut, Sie so unerwartet hier zu treffen!«

Der Offizier hatte den Baron noch nicht gesehen, er wurde verlegen.

»Baron Stromberg! Wie kommen Sie hierher?«

»Eine Geschäftsreise! Aber darf ich mich nach dem Befinden Ihrer Frau Gemahlin erkundigen?«

Das war eine boshafte Frage, wie gemessen und theilnehmend sie vorgebracht wurde.

Der Offizier wurde beinahe leichenblaß.

Die junge Dame wurde von einer dunkelglühenden Röthe übergossen und es war diesmal kein Erröthen des Glücks.

Für den Offizier trat freilich ein Glücksfall ein.

Der Conducateur der Fahrpost erschien in dem Zimmer und kündigte an, daß der Wagen wieder abgehe.

Der Offizier sprang schnell auf, und empfahl sich leicht der Dame.

»Eine weitere glückliche Reise, mein Fräulein!«

Dann verabschiedete er sich von dem Baron.

»Auf Wiedersehen in der Residenz, Baron!« Er folgte eilig dem Conducateur aus dem Zimmer.

Der Baron aber nahm ruhig den Platz neben der reizenden jungen Dame ein, den der Offizier verlassen hatte.

Er schien auch gegen sie boshaft werden zu können, aber ehe er sprach, sah er ihr doch in das Gesicht, und es war in dem schönen, noch so jungen Gesichte alles so lieb und so brav und so unschuldig und unerfahren, und so unglücklich sah es auf einmal auch aus, daß der Baron zu sich sagen mochte: Ah, die hat wohl noch nicht viel von der Welt gesehen, und der Libertin, der Plessen, war wohl der erste, der ihr den Hof und zugleich etwas weiß machte! Und er sprach mit freundlicher Miene zu der jungen Dame.

»Sie kennen den Lieutenant von Plessen?«

»Ich habe ihn im Postwagen kennen gelernt.«

»Sie kommen aus der Residenz?«

»Ja.«

»Und werden noch weit reisen?«

»Nur noch wenige Meilen.«

»Das freut mich, mein liebes Fräulein. Sie sind so schön und noch so unerfahren, da dürften Sie eigentlich nicht allein reisen.«

Der Baron sprach so herzlich, fast väterlich herzlich. Er war ein junger hübscher Mann, ein vornehmer Baron.

Die Dame war noch so jung, ihr Wesen war so natürlich und einfach; man konnte trotz ihrer prächtigen Gestalt meinen, fast noch ein Kind vor sich zu sehen. Sie war verwirrt geworden; eine glühende Röthe überzog wieder ihr Gesicht. In ihr Auge schien sich eine Thräne zu drängen. Das Gefühl der Verwirrung und der Verdruß darüber spiegeln sich bei jungen Gemüthern leicht in einem feuchten Auge wieder.

Der Baron sah es.

»Ah, mein liebes Fräulein,« sagte er schnell, »Ihr reines, unschuldiges Herz wird Sie dennoch immer bewahren!«

Er konnte auch gutmüthig sein, ungeachtet jener Bosheit. Das junge Mädchen sah mit dem tief errötheten Gesicht ihn liebevoll und dankbar an. Das hübsche Gesicht des Barons fing an, vor Glück seine gemessene, steife Glätte zu verlieren. Er wollte weiter sprechen.

Auf einmal sah er die junge Dame an seiner Seite erblassen, auf ihrem Sitze unruhig werden, nach der Thür des Zimmers hinstarren.

Er folgte ihrem Blick.

Die Thür hatte sich im Moment vorher geöffnet.

In ihr stand der junge Landmann mit den schwarzen krausen Locken, den blitzenden Augen.

Die blitzenden Augen sahen suchend in dem Zimmer umher. Sie erblickten die junge Dame, sie sahen sie neben dem hübschen Baron, sie sahen dessen glückliches, ihr dankbar erröthetes Gesicht. Plötzlich schienen sie nichts mehr zu sehen; das frische Gesicht wurde schneeweiß. Der junge Mann verschwand aus der Thür.

Die junge Dame an der Seite des Barons saß noch ein paar Sekunden unschlüssig. Dann litt es sie nicht mehr auf ihrem Platze. Sie sprang auf und eilte zu der Thür.

Auf ihrem Wege wurde sie aufgehalten.

Der Postmeister war eingetreten. Er hielt sie an:

»Mamsell Caroline, Ihr Wagen ist da.«

»Hier?« fragte sie.

»Auf der anderen Seite.«

»Aber der Ludwig war eben hier. Wo ist er jetzt?«

»Er läuft in diesem Augenblicke aus dem Hause. Er rannte an mir vorüber, als wenn er mich nicht kannte. Gott weiß, was er hatte.«

Die Mamsell Caroline wußte es wohl. Sie seufzte tief und schwer auf.

»Sie können übrigens sogleich über den Strom kommen,« fuhr der Postmeister zu ihr fort. »Der große Prahm steht schon für die Herrschaft bereit.«

»Für welche Herrschaft?« fragte die Dame.

»Für den Herrn Baron Stromberg und die Herren, die mit ihm reisen. Sie wollen auch —« Er vollendete nicht.

Unmittelbar hinter ihm räusperte sich plötzlich Jemand.

Der Postmeister sah sich erschrocken um.

Der kleine dicke Herr stand hinter ihm.

»Wohin will die Herrschaft?« fragte die Dame den Postmeister.

»Hm, hm. Ich glaube, auf die andere Seite. Aber Sie können schon immer gehen.«

Die Dame verließ das Zimmer.

Der Postmeister wollte ihr folgen, doch der runde Polizeirath hielt ihn auf.

»Herr Postmeister auf ein Wort.«

»Aber, ich habe ja nichts verrathen, mein Herr!«

»Ich wollte etwas Anderes von Ihnen. Sprechen Sie aber leise. Sie kannten die junge Dame?«

»Gewiß.«

»Sie ist hier in der Nähe zu Hause?«

»Auf der anderen Seite des Stromes.«

»Sie kommt aus der Residenz, wie ich hörte.«

»Sie war dort ein Jahr in der Pension.«

»Wie heißt sie?«

»Caroline Sellner.«

»Hm, hm, hm!«

Den kleinen dicken Herrn überfiel plötzlich ein heftiger Husten. Als er damit fertig war, fragte er weiter:

»Ist ihr Vater nicht der Besitzer des rothen Kruges?«

»Jawohl, und der reichste Mann in der Gegend dazu. Alle die großen Waldungen drüben gehören ihm und sein Holzhandel bringt ihm des Jahres viele Tausende ein.«

»Ei, ei,« bemerkte der kleine, runde Herr, »und der reiche Vater läßt seine Tochter so allein reisen?«

»Solche Leute nehmen das nicht so genau,« meinte der Postmeister. »Welche Leute?«

»Nun, dem alten Sellner ging es auch nicht immer so gut.«

»Sondern?« fragte der Polizeirath.

»Nun, er hat es sich wohl sauer werden lassen, sein Vermögen zu erwerben.«

Der Postmeister wollte mit der Sprache nicht heraus.

Der Polizeirath fragte etwas Anderes.

»Hat der Herr Sellner viele Kinder?«

»Nur die Tochter und einen Sohn.«

»Und wer war der Ludwig, nach dem sie fragte?«

»Der ist ein angenommenes Kind im Hause. Er soll ein Findling sein.«

»Ein Findling?«

»Die Franzosen, die im Jahre 1813 nach der Schlacht bei Leipzig, durch das Gebirge flüchteten, sollen ihn

zurückgelassen haben.«

»Sollen? Waren Sie damals noch nicht hier?«

»Ich kämpfte bei Leipzig mit, mein Herr,« sagte der Postmeister stolz.

»Ah, ah —.«

Das leise Gespräch der Beiden wurde unterbrochen.

Der lange, zugeknöpfte Reisende trat in das Zimmer.

»Die Fähre ist fertig,« meldete er dem Baron.

»Brechen wir auf, meine Herren!« sprach gemessen der Angeredete. Er ging voran; ihm folgte der kleine Polizeirath; diesem der gelbe Mann mit dem rothen Bändchen der Ehrenlegion, um den sich die ganze Zeit über eben Niemand bekümmert hatte.

Den Schluß machte der lange Zugeknöpfte.

2.

Der große Fährprahm lag zum Abfahren bereit. Die Fährleute saßen darin auf ihren Posten, mit Rudern und Stangen. Man wartete auf die Passagiere, die über den Strom geschafft werden sollten.

Sie kamen — nach und nach.

Zuerst der Reisewagen des Baron Stromberg. Er fuhr leer in den Prahm hinein.

Der Baron kam mit seinen drei Reisebegleitern zu Fuße nach.

Er mußte den reißenden Strom wieder bedenklich ansehen. Das Wasser schien, seit er vorhin dagewesen war, noch höher gestiegen zu sein.

Die Fährleute höhnten den Postillon.

Auch der sah bedenklich in das Wasser hinein.

»Du fürchtest Dich wohl, Christian? Ja, das Wasser ist tief und verdammt kalt dabei, und wer darin umkommt, der kommt nicht lebendig wieder heraus.«

Sie lachten laut und lustig.

»Das sind frivole Menschen,« sagte der Baron mit seinem nachdenklichen Gesichte zu dem Polizeirath.

»Polizeiwidrig frivol!« knurrte der dicke, runde Herr.

»Aber warum fahren wir noch nicht ab?« fragte der

Baron.

Der Polizeirath fragte den langen Zugeknöpften, der hinter ihm stand.

»Schmidt, warum fahren wir noch nicht?«

»Wir warten noch auf Jemanden,« antwortete dieser.

»Auf wen?«

»Auf die junge Dame, die —; ah, da kommt sie schon.«

»Ah,« sagte auch der Baron, und sein Gesicht wurde vergnügt, und er sah nicht mehr bedenklich in den reißenden Strom.

Mamsell Caroline Sellner, das reizende, unerfahrene, unschuldige Kind von kaum siebenzehn Jahren, nahte sich dem Fährprahm. Sie war allein. Nur ein Knecht aus dem Posthause folgte ihr mit ihren Reisesachen.

Der Baron trat ihr mit seinem vergnügten Gesichte entgegen.

»Ah, Sie wollen ebenfalls über den Strom?«

»Ja,« antwortete sie verschämt.

Sie hatte den Namen des vornehmen Herrn gehört, der so freundlich zu ihr sprach. Sie kannte den Namen. Sie war in der Residenz gewesen, und die Freiherren von Stromberg gehörten zu dem ersten Adel der Residenz, und sie war die einfache Krügerstochter. Das trieb ihr das Blut in die frischen, schönen Wangen.

»Wohnen Sie auf der andern Seite?« fragte der Baron sie.

»Ja, ein paar Meilen von hier.«

»Da sind Sie wohl mit der Gefahr des Wassers vertraut?«

»Ich könnte es nicht sagen; ich kam nicht oft herüber.«

»So fürchten Sie sich wohl?«

»O nein!« sagte sie so natürlich.

Den Baron schien es ein klein wenig zu verdrießen. Weil er selbst sich fürchtete? Oder weil er sich tapfer der jungen Dame hatte zum Beschützer, zum Retter anbieten wollen? Sein Gespräch mit dem jungen Mädchen wurde unterbrochen. Die Aufmerksamkeit Aller wurde auf einen anderen Gegenstand gelenkt.

Die Fährleute wollten eben vom Ufer abstoßen.

»Halt! Heda! Haltet!« rief auf einmal eine befehlende Stimme hinten auf dem Lande.

Es war eine weibliche Stimme. Alle sahen sich nach ihr um.

Ein Wagen kam im vollen Trabe von der Chaussee her, am Posthause vorüber herangefahren. Es war eine ländliche Kutsche, mit zwei starken, muthigen Pferden bespannt. Sie war an dem warmen, sonnigen Oktobernachmittage offen. Man sah einen Mann und zwei Frauen darin sitzen.

Eine der Frauen hatte gerufen, befehlend, laut, überlaut.

Sie rief noch: »Wir wollen noch mit — Haltet!«

Der Mann schien ihr zuzureden, daß sie schweigen

solle. Sie rief lauter, befehlender:

»Sieht man denn nicht, daß wir mit hinüber wollen?«

Die Fährleute hielten; aber sie lachten dabei.

»Potz Wetter, das ist der reiche Steinauer mit seiner Frau. Die kann schreien.«

»Wir sollten sie eigentlich nicht mitnehmen,« meinte Einer.

»Ja, ja, sie sind geiziges Volk. Kein Mensch kann sagen, je einen Groschen Trinkgeld von ihnen erhalten zu haben.«

»Seine Tochter ist dabei,« sagte ein Anderer, wohl ironisch: denn ein Dritter rief:

»Die alte Schachtel ist die Schlimmste von Allen.«

Sie hatten dennoch gehalten, und der Wagen mit seinen Insassen kam an der Fähre an. Die Insassen stiegen aus.

Zuerst ein kleiner dünner Mann mit einem bescheidenen und klugen Gesichte, in dem man eigentlich nur Rechenexempel zu lesen glaubte. Außerdem sah man ihm den wohlhabenden oder gar reichen Landmann an. Der *reiche* Steinauer, hatten ihn die Fährleute genannt.

Er hob die Frau aus dem Wagen. Sie war eine große, kräftige, corpulente Frau, mit einem rothen, vollen Gesicht, in dem man die vollste Zufriedenheit mit sich und die vollendetste Verachtung für alles Andere las. Sie trug ein schwerseidenes Kleid und an dicker goldener Kette eine große goldene Taschenuhr.

Beiden folgte ihre Tochter. Eine alte Schachtel, die die Schlimmste von Allen sei, hatte einer der Fährleute sie genannt. Sehr jung war sie nicht mehr; ihre fünf- oder sechszwanzig Jahre konnte sie zählen, und was das Andere anbetraf, so zeigte ihr gelbes, mageres Gesicht, das man nicht verblüht nennen konnte, weil es noch nie geblüht hatte, wenn nicht die volle Selbstzufriedenheit, doch die volle Weltverachtung ihrer Mutter. Auch war sie einfacher gekleidet, als diese, die sich mit Putz und Schmuck überladen hatte.

Mit der Tochter schritt die Mutter stolz in den Prahm. Um den Mann bekümmerte sie sich nicht weiter, auch um den Wagen nicht; dafür war der Kutscher, und wenn es nöthig wurde, der Mann da.

»Macht Platz für meinen Wagen!« rief der Kutscher den Fährleuten zu.

Der Wagen des Barons mußte, um Platz zu machen, weiter in den Prahm hineingezogen werden. Die Fährleute schienen dagegen Bedenken zu haben.

»Das Wasser geht hoch,« sagte Einer, »und zwei Wagen auf einmal — es könnte nicht gut thun.«

Der Herr Steinauer sah seine Frau ein wenig ängstlich an. Er mußte aber auch unterdeß gerechnet haben.

Er trat an den ersten Fährmann heran.

»Ich gebe ein Trinkgeld, Meister Waldmann.«

Er sprach leise, wohl damit es seine Frau nicht höre.

Wem ein Trinkgeld versprochen wird, der hört auch

schon leise das Versprechen.

»Gut!« nickte der Fährmann zurück.

Der Wagen des Baron Stromberg wurde tiefer in den Prahm hineingeschoben; der Wagen des Herrn Steinauer fuhr in den Prahm hinein.

Der Prahm stieß vom Ufer ab.

Die Frau Steinauer hatte sich unterdeß näher umgesehen. Dann rief sie ihren Mann herbei.

»Andreas!«

Er kam gehorsam.

»Was soll ich?«

»Stelle diese Bank mehr auf die Seite. Hier steht sie im Wege. Ich und die Charlotte wollen mit Ruhe darauf sitzen.«

Er that, wie sie befahl, und sie setzte sich mit ihrer Tochter auf die Bank.

»Unverschämtes Volk!« sagte sie dann. »Wollten nicht einmal auf uns warten! Hast Du sie Dir angesehen, Andreas?«

»O ja!«

»Kennst Du sie?«

»Keinen einzigen von jenen.«

»Das Frauenzimmer muß ich schon irgendwo gesehen haben. Kennst Du sie nicht, Charlotte?«

»Ich achte nicht auf Landläuferinnen,« sagte die Tochter vornehm.

»Landläuferin? Sie ist ganz ordentlich gekleidet.«

»Aber, wie kokettirt sie mit dem Herrn! Wie thut sie verschämt! Es ist ordentlich unanständig!«

»Du hast ein feines Auge Charlotte.«

Wenigstens ein boshafte Auge hatte die gelbe Tochter des reichen Herrn Steinauer und seiner corpulenten Ehegattin.

Der Baron hatte sein Gespräch mit seiner schönen Gesellschafterin wieder aufgenommen. Er war nicht mehr verdrießlich. Wie konnte er es dem reizenden Kinde gegenüber lange sein?

»Ich freue mich sehr, mein Fräulein,« sagte er, »in Ihnen einen so schönen Muth zu finden.«

»Man hat ja hier noch nie von einem Unglück gehört,« antwortete sie natürlich und bescheiden.

»Ah, ah, das freut mich!«

Das Herz wurde doch dem muthigen Baron wohl etwas leichter, und da wurde er gar poetisch.

»Es wäre auch schade, wenn diese schöne, romantische Gegend ein Schauplatz des Schreckens wäre! Wie großartig wild schießt dieser Strom unmittelbar unter den hohen, waldbedeckten Bergen dahin! Die Bäume verdunkeln das Ufer, spiegeln sich in den Wogen, und tief, tief unter ihnen die hohen Bergesspitzen! Oh, mein Fräulein, Sie haben eine schöne Heimath!«

»Ich freue mich, daß Sie sie so schön finden,« sagte das einfache Mädchen.

»Und drüben,« fuhr der Baron fort, »wohnen Sie wohl

recht tief im Gebirge?«

»O, ja, mitten zwischen Bergen, in einer tiefen Schlucht.«

»Es ist auch wohl eine einsame Schlucht?«

»Es kommen nicht viele Menschen hin.«

»Und doch sehnen Sie sich in sie zurück?«

»Gewiß, es ist ja meine Heimath.«

»Und Sie kommen aus der schönen, lebhaften Residenz!«

Das Mädchen sah ihn verwundert an.

»In das elterliche Haus kehrt man wohl immer gern zurück,« sagte sie.

Da glänzten und leuchteten die Augen des Barons so herzlich, fast begeistert, wie man es bei dem steifen, gemessenen Wesen und den glatten, blonden Haaren des vornehmen Herrn gar nicht hatte für möglich halten sollen.

»O, mein Fräulein,« sagte er »erhalten Sie sich immer diesen braven, reinen, einfachen Sinn.«

Und das junge Mädchen mußte wieder erröthen, tiefer als vorher.

Der Baron aber konnte auch nicht lange poetisch und auch wohl nicht lange herzlich bleiben, trotzdem daß er dem reizenden Kinde gegenüber stand.

»Darf ich fragen, wo Sie wohnen, mein Fräulein?«

Allein auf diese Frage sollte er keine Antwort erhalten.

Der kleine, runde Polizeirath hatte sich schon seit

einiger Zeit unbemerkt in die Nähe des Paares geschlichen. Er hatte dem Gespräche neugierig zugehört, manchmal mit einem recht sonderbar vergnügten Knurren. Bei jener Frage wurde er unruhig.

Und er hatte seine Ursache dazu.

»Hm, hm!« machte er sich bemerklich.

»Alle Wetter, was ist das?« rief er schnell hinterher.

Er hatte seinen Zweck erreicht.

Der Zufall war ihm freilich zu Hülfe gekommen; aber auch sein rascher, gewandter Polizeiblick, dem nichts entging. Das junge Mädchen hatte dem Baron antworten wollen. Auf den Ausruf des Polizeiraths hatte sie zur Seite geblickt. Auf einmal erblaßte sie. Ihr ganzer Körper zuckte; ihre Augen starrten auf einen Fleck.

»Mein Gott!« rief sie.

Der Baron folgte ihren Augen.

Ein kleiner Nachen ruderte mitten im Flusse, oberhalb des Prahms. Er wollte das andere Ufer gewinnen, wie dieser. Er mußte wohl später, als der Prahm vom Lande abgestoßen sein, hatte er doch diesen überholt, denn er war leicht, und zwei kräftige Arme regierten mit Geschick und mit Anstrengung das Ruder in ihm. Aber in der Mitte des Stromes war dessen stärkste Strömung, und gerade die Leichtigkeit des Nachens wurde nun sein Hinderniß, die gleich Pfeilen dahin schießenden Wellen zu durchschneiden. Der junge Mensch, der ihn regierte, kämpfte vergebens mit den Fluthen. Sie warfen das

kleine, schmale, leichte Fahrzeug hoch empor, sie warfen es tief zurück. Der junge Mann war allein in dem Nachen. Er schwebte in augenscheinlicher Todesgefahr. Er schien sie nicht zu achten. Er war bleich, sehr bleich. Aber nicht von Furcht, nicht einmal von der Anstrengung. Er kämpfte mit den Wellen; aber der Kampf war ihm ein Spiel: freilich ein wildes und finsternes Spiel. Er sah wie mit Verachtung auf die Wogen, die ihn hin und herwarfen, die ihn zu verschlingen drohten. Einmal blickte er zu dem Prahm hin, der vierzig bis fünfzig Schritte von ihm war, nur einen einzigen kurzen Augenblick: dann setzte er mit seiner ruhigen Anstrengung sein fürchterliches Kampfspiel fort. Den einen Blick nach dem Prahm hatte Caroline Sellner gesehen. Hatte er sie vielleicht getroffen? Ihr ganzer Körper zuckte zusammen.

»Mein Gott!« hatte sie gerufen.

»Mein Gott,« sagte auch der Baron von Stromberg, »der junge Mann ist in Lebensgefahr.«

»Aber Sie müssen gestehen, Herr Baron,« bemerkte ihm der Polizeirath, »er hat sich tollkühn hineinbegeben.«

»Man muß ihm gleichwohl zu Hülfe kommen.«

»Wie wäre das möglich?«

»Sehr leicht. Wenn wir die Mitte des Stromes erreicht haben — und wir sind sogleich da — so halten wir, und er läßt sich zu uns hinunter gleiten.«

»Und wir würden sämmtlich mit in Lebensgefahr kommen.«

»Glauben Sie?«

»Fragen wir die Fährleute.«

Der Baron wandte sich in der That an die Fährleute.

»Sind wir hier in Gefahr?« fragte er.

»Bei hellem Tage hat es sobald keine Noth,« meinte der Meister Waldmann, der erste Fährmann.

»Nun,« sagte aber ein Anderer, »es sind auch schon am hellen Tage Leute ertrunken.«

»Und der junge Mensch dort,« sagte der Baron, »scheint wirklich in der Gefahr des Ertrinkens zu sein?«

»Pah, der?« warf der Meister Waldmann hin.

»Sollten wir ihm nicht zu Hülfe kommen?«

»Dem, Herr? Der ist der beste Ruderer und Schwimmer weit und breit. Der könnte uns zu Hülfe kommen, wenn es Noth thäte. Und wahrhaftig —«

Der Baron hörte nicht weiter auf ihn. Er hatte sich den jungen Mann in dem Nachen genauer, oder auch wohl mit anderen Augen angesehen, und darauf hatten seine Augen das schöne Mädchen wieder aufgesucht, das erblassend nach dem jungen Manne hingestarrt hatte, und er sprach für sich:

»Ei, ei, das ist ja der junge Landmann, der vorhin schon so sonderbar den Boden stampfte und dann so neugierig in das Fremdenzimmer hineinblickte. Das schöne Kind schien nichts von ihm wissen zu wollen und doch sieht sie jetzt so angstvoll nach ihm hin. Er ist ein hübscher Bursch, und er hat etwas so Eigenthümliches,

Fremdartiges, Stolzes.«

Der Baron ging zu dem schönen Kinde zurück. Als er bei ihr ankam, athmete sie gerade aus tiefer Brust auf.

Sie hatte Ursache dazu.

Der junge Mann in dem Kahn hatte mit drei oder vier raschen, kräftigen Schlägen seines Ruders die gefährlichste Stelle in der Mitte des Stromes durchschnitten. Er war in ruhigerem Wasser. Er war außer Gefahr und ruderte sicher und leicht voran. Nach dem Prahm sah er sich nicht weiter um.

Caroline Sellner athmete tief auf, aber unruhig war sie doch noch.

»Sie kennen den jungen Mann, Fräulein?« fragte der Baron sie.

»Ich kenne ihn!«

»Und er interessirt Sie?«

»Er war in Gefahr.«

»Sie haben ein braves Herz, Fräulein.«

Sie mußte wieder erröthen; aber etwas anders, als sonst, als wenn sie das Lob, das ihr wurde, nicht verdient habe.

An dem Erröthen des Menschen erkennt man alle Seiten seines inneren Lebens; man muß es nur verstehen, — das Erröthen, wie das Leben.

Ihrer Verlegenheit sollte sie entrissen werden, aber um in neue Angst zu gerathen. Freilich in Angst geriethen sie Alle.

»Zum Donner macht voran! Voran, was Ihr könnt!« rief der erste Fährmann mit lauter, dringlicher, fast ängstlicher Stimme seinen Leuten zu.

Der Prahm hatte seinerseits die gefährliche, reißende Mitte des Stromes erreicht, und in dieser Mitte sah man auf einmal ein halbes Dutzend ungeheurer Eichenstämme heruntertreiben. Sie bildeten eine feste, compacte Masse. Sie schienen zusammengebunden zu sein, wie Floßholz. Wahrscheinlich waren sie so durch die Gewalt des plötzlich angeschwollenen Wassers von irgend einem größeren Floß abgetrennt, von der Mitte des reißenden Stromes aufgenommen und in diesen weiter getrieben. Sie stürzten mit rasender Schnelle heran; sie vermehrten das Brausen des Wassers; sie flogen in und mit den Wellen auf und nieder. Sie waren noch kaum vierzig Schritte von dem Prahm entfernt; sie konnten, sie mußten diesen in zwanzig Secunden erreichen. Erreichten sie ihn —

»Vorwärts! vorwärts!« rief lauter und ängstlicher der erste Fährmann. »Faßt das Holz den Prahm, zersplittert es ihn wie Glas.«

Der Mann war blaß geworden.

Die Fährleute ruderten mit blassen Gesichtern, mit fast übermenschlicher Anstrengung ihrer Kräfte.

Keiner von ihnen sprach ein Wort.

»Sind wir wirklich in Gefahr?« fragte der Baron Stromberg den Meister Waldmann.

»Ei, Herr, gehen Sie zum — Fragen Sie mich nachher, wenn wir das Leben davon tragen.«

Der Baron verstummte. Er war wohl noch nie so angefahren. Etwas, wie ein leises Zittern, schien seinen Körper zu durchziehen.

Die Gefahr kam näher. Die Mitte des Prahms war in der Mitte der Strömung. Die Baumstämme waren um die Hälfte näher gekommen. Den Fährleuten rann der Schweiß von der Stirn. Den Passagieren klopfen die Herzen, auch den muthigsten.

Die korpulente Frau Steinauer schrie laut auf:

»Wir sind verloren! Wir gehen zu Grunde!«

»Aber beruhige Dich, liebe Frau; noch leben wir ja,« tröstete ihr Mann.

Sie rief noch lauter:

»Was? Ich soll nicht einmal rufen dürfen, wenn es mir an das Leben geht? Das willst Du mir verbieten? Du? Und Du allein trägst die Schuld, daß ich hier umkommen muß! Ich mit meinem Kinde!«

Von ihm, ihrem Manne sprach sie nicht. Das mochte er gewohnt sein.

»Wie kann ich die Schuld tragen?« fragte er nur.

»Hast Du uns nicht in den Prahm hineinfahren lassen? War er nicht schon schwer genug beladen?«

Er stand wie erstarrt. Gleich auch sein Gesicht einem Rechenexempel, das hatte er nicht berechnet.

»Ich, Frau? Sagte ich nicht, daß wir noch Zeit hätten?«

»Einerlei! Du bist Schuld an meinem Tode. Du hast schon lange auf ihn spekulirt. — Aber Du bekommst doch Deinen Willen nicht. Da ist Hülfe! Hierher, hierher! Komm, Charlotte! Springen wir hinein!«

Hülfe war gekommen. Aber ob der korpulenten Frau Steinauer und ihrer gelben Tochter?

Der hübsche junge Mensch in dem kleinen Nachen war seiner Gefahr entronnen. Er ruderte leicht und sicher dem Ufer zu. Nach dem Prahm hatte er sich nicht wieder umgesehen. Aber nach etwas Anderem hatte er auf einmal sich umwenden müssen, nach einem Rauschen und Tosen, das plötzlich im Wasser näher kam. Er sah die ungeheuren Bäume, die mit rasender Eile in der Mitte des Stromes hinabschossen. Und nun mußte er sich doch wieder nach dem Prahm umsehen, und wie er auch diesen gerade in der Mitte des Stroms gewahrte, und wie er die Anstrengungen der Fährleute sah, der augenscheinlichsten, der dringlichsten Lebensgefahr zu entgehen, aber auch die Erfolglosigkeit dieser Anstrengungen — da erschrak er zwar nicht, doch in dem Momente hatte er seinen Nachen herumgeworfen, und mit Blitzesschnelle jagte sein Ruder hinunter, nach dem Prahm hin, auf das Vordertheil des Prahms zu, das die Mitte des Stromes schon überschritten hatte.

Er erreichte es.

Er stand eisenfest in seinem Nachen. Die Wellen warfen das kleine, schmale Fahrzeug hoch und niedrig.

Er achtete nicht darauf. In der einen Hand das Ruder haltend, ergriff er mit der andern kräftig den Rand des Prahms. Sein feines Gesicht glühte, von Anstrengung, von Aufregung, von Muth, von noch etwas. Die glänzend schwarzen krausen Locken hingen ihm unordentlich in das glühende Gesicht, und doch so schön. Seine dunklen Augen blitzten. Aber sie waren nur auf Einen Gegenstand geheftet.

»Mamsell!« rief er in den Prahm hinein. »Mamsell Caroline, hierher!«

»Ich bin schon da! Ich bin schon da!«

Nicht die Mamsell Caroline Sellner rief das. Aber die korpulente Frau Steinauer. Sie war schon da, ihre gelbe Tochter an der Hand.

»Springe mir nach, Charlotte!« rief sie.

Sie selbst wollte doch die erste sein. Sie griff nach der Hand des jungen Mannes und wollte, auf sie gestützt, ihm in den Nachen springen. Aber —

»Zurück, Madame!« rief der junge Mann, und er schob ihre Hand zurück und wolltet nach einer anderen fassen.

Die andere Hand sollte er aber nicht erreichen. Caroline Sellner hatte, bevor sie seinen Ruf gehört, sich nach dem Baron von Stromberg umgesehen; er sah sich eins der kräftigen Pferde vor dem Wagen des Herrn Steinauer an, etwa als wenn er es fragen wolle: kannst du schwimmen und darf man sich dir anvertrauen?

Da war sie zu dem Vordertheil des Schiffes geeilt, an

dem der junge Mann in seinem Nachen hielt.

»Ludwig!« rief sie, indem sie die Hand nach ihm ausstreckte.

»Schnell, schnell, Caroline!« rief er, indem er die dicke Frau Steinauer zur Seite schob.

Da erhielt der Prahm einen Stoß, daß er krachte und dröhnte und von einer furchtbaren Gewalt fortgerissen, dahin flog. Die Frau Steinauer fiel zu Boden, ihre Tochter fiel auf sie. Caroline Sellner hatte den Rand des Prahms gefaßt. Sie konnte sich daran halten.

Der junge Mann war weit hinweggetrieben. Der Stoß, der den Prahm traf, hatte auch seinen Nachen emporgeschnellt. Beide waren aus einander gerissen. Der Nachen flog wie eine Nußschaale auf den Wellen dahin. Der Prahm schnitt schwer und gewaltsam in sie hinein.

Aber der Prahm war gerettet. Die Bäume hatten ihn nur gestreift und, anstatt ihn zu zerschellen, ihn auf die Seite gedrängt. Sie flogen ohne Schaden an ihm vorüber. Er konnte ohne weitere Gefahr dem Ufer zurudern.

Der junge Mann in seinem leichten, tanzenden Nachen hatte das Ufer schon fast erreicht.

Die Passagiere des Prahm hatten sich von ihrem Schrecken erholt. Die Frau Steinauer, um sehr zornig zu werden.

Ihr Mann hatte sie wieder aufgehoben.

»Wie konntest Du mich hinfallen lassen?« fuhr sie ihn an.

»Mein Gott, ich war ja nicht bei Dir, mein Kind.«

»Warum warst Du nicht bei mir?«

»Ich wollte gerade den jungen Menschen in dem Nachen — Weißt Du, wer er war, mein Kind?«

Er wußte doch wohl seine Frau zu behandeln.

Er hatte ihren Zorn von sich abgelenkt.

»Ein Unverschämter, ein Flegel, ein Grobian war er.«

»Ich weiß noch mehr von ihm, mein Kind.«

»Und was weißt Du von ihm?«

»Er ist der Ludwig beim Sellner.«

»Wie der Herr so der Knecht.«

»Und ich kann Dir jetzt auch noch mehr sagen, mein Kind.«

»Und was wäre das?«

»Jenes Frauenzimmer, das wir nicht kannten, das Du aber doch schon gesehen zu haben meintest, es ist die Tochter des reichen Sellner.«

»Die Landläuferin?« fragte die gelbe Tochter Charlotte.

»Hm, hm, sie ist keine Landläuferin, und es ist mir da ein Gedanke gekommen —«

»Vater, daß Ihr sie nur nicht mitnehmt. Ich fahre nicht mit der koketten Person. Wie sah sie wieder den jungen Menschen in dem Nachen, den Ludwig an! Sie hatte nicht einmal mit dem Andern genug.«

Der Herr Steinauer hatte den Finger an die Nase gelegt.

»Sei ruhig, mein Kind, sie wird nicht mit uns fahren. Das steht nicht in meiner Rechnung. Wir dürfen sie nicht einmal kennen. Versteht Ihr?«

»Was rechnest Du schon wieder?« fragte ihn seine Frau.

»Nachher, nachher, wenn das Facit fertig ist.«

Er wurde nicht weiter gefragt, und er konnte ruhig weiter rechnen. —

»Fräulein,« sagte der Baron von Stromberg zu der Mamsell Caroline Sellner, »ich habe Ihren Muth bewundert.«

Das Mädchen erröthete wieder und antwortete so gutmüthig, so natürlich.

»Meinem Muth? Ach, ich hatte wahrhaftig Angst genug. Ich konnte mich ja kaum halten.«

Aber sie dankte auch ihm, doch mit einem freundlichen und glücklichen Blick.

Der Prahm erreichte das andere Ufer. Die Passagiere stiegen aus.

Die Extrapost des Barons von Stromberg und die Kutsche des Herrn Steinauer wurden an das Land gebracht.

Am Lande mußten die Reisenden sich trennen.

Zweien von ihnen schien es schwer zu werden.

Nicht dem Herrn Steinauer. Er war der erste, der in seinen Wagen einsteigen wollte. Aber seine Frau wollte es noch nicht.

»Der Schreck ist mir in die Glieder gefahren,« sagte sie. »Da muß ich mich erst mit einer Tasse Caffee stärken.«

Ihre Tochter schien derselben Meinung zu sein. Mutter und Tochter gingen zu einem Fährhause, das auch auf dieser Seite war, ohne um den Mann und Vater sich weiter zu bekümmern. Der Herr Steinauer mußte sich aber um sie bekümmern und er folgte ihnen.

Das Fährhaus war zugleich ein großer Krug, wie das Posthaus drüben zugleich ein geräumiges Wirthshaus war.

Der Baron mit seiner Gesellschaft mußte weiter fahren; seine Extrapost stand schon bereit. Er mußte sich von dem schönen Mädchen trennen, das er vor kaum einer Stunde erst kennen gelernt hatte. Ihm schien es recht schwer zu werden. Und auch Caroline Sellner stand so sonderbar unschlüssig da.

Auf dem Hofe des Fährkruges stand eine hübsche, blanke, wie nagelneue Bergchaise mit einem wohlgebauten, großen Braunen bespannt. Neben der Chaise stand ein Kutscher in einem nagelneuen blauen Rock, der beinahe wie ein Livreerock aussah.

Als der Kutscher des jungen Mädchens ansichtig wurde, übergab er die Zügel seines Pferdes einem Knechte und ging auf sie zu.

»Mamsell, der Vater schickt mich mit der Chaise.« Er hatte seinen Hut abgenommen und stand ehrerbietig vor

ihr; aber er mußte sie doch verwundert ansehen und seine Verwunderung war eine freudige.

»Mamsell Caroline, wie sind Sie groß und schön geworden!«

Und sie mußte wieder erröthen, und diesmal war ihr Erröthen wieder ein anderes als früher, aber es war das schönste.

»Was machen Vater und Mutter?« fragte sie.

»Sie sind gesund und lassen vielmals grüßen.«

»Und der Bruder Friedrich?«

»Er ist auch gesund. Sie werden Alles wiederfinden, Mamsell, wie Sie es verlassen haben.«

»Das freut mich. Können wir gleich fahren?«

»Auf der Stelle.«

»Dann komm,« und sie gab ihm freundlich die Hand.

Sie hatte sich vorher nach ihren Angehörigen erkundigen müssen. Sie that das Alles mit der reinsten, einfachsten, natürlichsten Herzlichkeit. Dann wandte sie sich zu dem Baron, um von ihm Abschied zu nehmen. Er hatte jede ihrer Bewegungen, jedes ihrer Worte verschlungen. Er stand gleich einem Verzückten da.

»Fräulein Caroline,« sagte er, »darf ich auch diese Hand nehmen?«

Sie reichte ihm freundlich ihre Hand hin.

»Wir müssen ja Abschied von einander nehmen,« sagte sie.

»Aber nicht für immer, Fräulein Caroline. Ich fühle es.

Wir sehen uns wieder.«

Er sah ihr mit seinem ganzen Herzen in die schönen Augen. Er mußte ihr dabei die Hand sehr, sehr herzlich drücken. Sie war über und über roth geworden; sie war fast verwirrt. Aber daß sie auch glücklich, daß sie recht innerlich glücklich war, das sah man den glänzenden Augen an.

Doch plötzlich erblaßte sie. Sie riß ihre Hand aus der des Barons. Sie fuhr wie in heftigem Schreck, zurück.

Ihr Blick war zur Seite geglitten, und was sie da sah, hatte sie in der That erschreckt.

Neben dem Fährkrüge stand ein breiter, dichter, noch blühender Hollunderstrauch, und zwischen den Blüthen und Blättern war plötzlich ein schwarzer, krauser Lockenkopf zum Vorschein gekommen, mit einem feinen Gesichte, das noch von Anstrengung und von Glück glühte, und mit Augen, die wunderbar glänzten und blitzten. Und auf einmal war das Gesicht schneeweiß geworden, und aus den Augen fuhr ein wilder, zorniger Blitz, und Mamsell Caroline Sellner riß ihre Hand aus der des Barons von Stromberg und wollte nach dem Hollunderbaum hinstürzen und hatte auf den erbleichenden Lippen den Namen Ludwig!

Aber sie rief ihn nicht.

»Wir sehen uns doch wieder!« sagte der Baron von Stromberg, glücklich und tröstend.

Und so ging er zu seinem Wagen. Den jungen Mann

hinter dem Hollunderstrauche hatte er nicht gesehen, und da hatte er das Andere mit den trunkenen Augen wohl falsch gesehen.

Der kleine, dicke Herr hatte mit nüchternen Augen wohl mehr und richtiger gesehen. Er lächelte vergnügt vor sich hin, indem er dem Baron zu dem Wagen folgte. Der Baron stieg dann mit seinen drei Begleitern in den Wagen, und dieser fuhr mit ihnen davon.

Wie Mamsell Caroline Sellner nicht den Namen Ludwig gerufen hatte, so war sie auch nicht zu dem Hollunderbaum gegangen. Als sie wieder nach ihm hinblickte, sah sie nur noch die weißen Blüthen und die grünen Blätter; die krausen Locken, das blasse Gesicht, die zornblitzenden Augen, das Alles war verschwunden.

Nur der Kutscher Wilhelm hielt mit der Chaise vor ihr.

»Fahren wir, Mamsell?« fragte der Kutscher.

»Ja,« antwortete sie hastig und stieg in die Chaise.

In das Gebirge, an dessen Fuße die Reisenden sich befanden, führten zwei Wege, der eine um einen hohen Berg herum, der andere den Berg steil hinauf. Jenen hatte die Extrapost genommen; diesen schlug die Bergchaise der Mamsell Caroline Sellner ein.

3.

Ein enges Thal, oder wenn man will, eine weite Schlucht war auf allen Seiten von hohen, waldbedeckten Bergen eingefaßt. Eine Landstraße durchzog sie. In der Mitte lag ein großes, langes Haus mit Nebengebäuden. Es war das einzige Haus in der ganzem Schlucht.

Es war noch ziemlich neu, wohlgebaut, wohlerhalten, mit seinen Scheuern, Remisen und Stallungen zu ländlicher Wirthschaft eingerichtet. Es diente aber auch zum Wirthshause. »Im rothen Krug« war in großen Buchstaben auf einem Schilde über der Hausthür zu lesen. Große Holzlager umher gaben zu erkennen, daß der Besitzer zugleich einen bedeutenden Holzhandel treibe; mitten zwischen den waldigen Bergen leicht erklärlich.

Haus und Nebengebäude lagen mit der Front nach der Landstraße; ein offener Hof, etwa vierzig Schritte breit, trennte sie von dieser.

An das Haus lehnte sich ein großer Garten, nach der Landstraße hin von einer hohen Mauer, auf den anderen Seiten von einer nicht minder hohen, dichten Hecke umschlossen.

Wenn man durch die Hausthür in das Haus trat, so

gelangte man zuerst in einen geräumigen Flur, in welchem, nahe am Eingang, zwei Thüren einander gegenüber lagen. Die eine rechts führte in das für die einkehrenden fremden Herrschaften bestimmte gemeinschaftliche Fremdenzimmer, die andere links in die für die Aufnahme von Gästen geringeren Ranges bestimmte sogenannte Fuhrmannsstube. Fuhrleute waren die meisten Gäste dieser Klasse.

In der Fuhrmannsstube befanden sich ein Paar alte Leute, denen man es ansah, daß sie als Knecht und Magd vielleicht schon seit langer Zeit zum Hause gehörten. Die unterhielten sich mit einander.

»Er ist ein Narr, Kasper,« sagte die Magd.

»Sie wird es sehen, Kathrine.«

»Mit dem braven, guten Kinde sollte das Unglück in das Haus kommen?«

»Mit dem braven, guten Kinde!«

»Die keinem Menschen ein böses Wort sagen kann?«

»Heute noch, sage ich Ihr!«

»Und Er ist ein Narr, sage ich Ihm. Mit der Caroline werden Glück und Friede in das Haus einkehren. Endlich einmal! Noth thut es!«

»Ja, Noth thäte es. Aber eben darum kommen die nicht mehr hierher.«

»Er ist immer ein Unglücksbote. Was hat Er nur davon?«

»Was hat man davon, wenn man mehr weiß, als andere

Leute, wenn man von solchen Geschichten weiß?«

Der alte Mann hatte finster, geheimnißvoll gesprochen. Die alte Magd wurde ärgerlich.

»Er weiß gar nichts, und Er sollte sich schämen, so etwas von Seiner Herrschaft zu sprechen.«

»Ich sage es ja nur zu Ihr,« entschuldigte er sich. »Und ich habe es Ihr schon vor so vielen Jahren gesagt, und es ist immer nur zwischen uns Beiden geblieben, und Einem in der Welt muß man doch sein Herz ausschütten können. — Aber sehe Sie einmal, da kommt Der schon zurück, und wie sieht der Bursche aus!«

»Wer kommt zurück?« fragte die Magd Kathrine.

»Der Ludwig. Er war seit drei Tagen auf der andern Seite, um Holz zu verkaufen. Und da kommt er zurück, wie das pure Unglück.«

Der schöne junge Mann mit den schwarzen Locken und dem feinen, fremdartig geschnittenen Gesichte trat in das Zimmer. Er sah wirklich aus, wie das Unglück.

»Ist der Herr zu Hause?« fragte er.

»Gewiß. Wir bekommen ja heute noch Besuch,« antwortete der alte Kasper.

»Besuch?«

»Die Caroline kommt heute.«

»Die Caroline ist doch kein Besuch im Hause?«

»Und der alte Steinauer mit Frau und Tochter.«

»Also doch?«

»Ja.«

»Der arme Friedrich!«

»Höre, Bursch, was hast Du denn? Du siehst ja aus, wie ein Topf voll Mäuse!«

»Ich? Ich habe nichts.«

Er wollte das Zimmer wieder verlassen.

»Hast Du die Caroline nicht unterwegs gesehen, Ludwig?« rief ihm die alte Magd noch nach.

»Nein!« antwortete er.

Er ging.

»Ja, ja, der arme Friedrich!« sagte der alte Knecht. »Ist das nicht schon Unglück genug?«

»Warum mag es nur gerade heute sein?« fragte die Magd.

»Frage Sie ihn, den Herrn. Er muß ja Alles, was er thut, wie zum Trotze thun, — freilich, bis es bricht, und brechen wird es, Kathrine.«

Er wurde unterbrochen. Man hörte das Nahen eines Wagens.

Er sah wieder durch das Fenster.

»Die Caroline!« rief er.

Die alte Magd sprang von ihrer Arbeit auf, ebenfalls an das Fenster.

»Die Caroline!« rief auch sie, jubelnd und mit leuchtenden Augen. »Und wie sie schön geworden ist, wie eine Mamsell, ein Fräulein. Und brav sieht sie aus, wie immer. Und mit dem Engel sollte das Unglück in das Haus kommen, alter Kasper?«

Der Wagen war im Galopp herangefahren, als wenn das Pferd die Sehnsucht des Kindes gekannt hätte, das elterliche Haus wieder zu betreten. Caroline Sellner war aus dem Wagen gestürzt. Sie hatte die beiden alten Dienstboten an dem Fenster gesehen und warf ihnen einen freundlichen Gruß zu.

Die alte Kathrine litt es nicht mehr in der Stube, Sie eilte in den Flur, durch den das Kind kommen mußte. Der alte Kasper folgte ihr.

Das Mädchen sprang in das Haus, in den Flur.

»Guten Tag, Mamsell!« riefen ihr die beiden alten Dienstboten entgegen, und auch die Augen des alten Unglücksboten Kasper strahlten.

»Guten Tag, Kasper! Guten Tag, Kathrine!« rief wie jauchzend das glückliche Kind. »Ihr seht ja wohl aus! Wo sind die Eltern?«

»In der Wirthsstube, Mamsell!«

Sie flog an ihnen vorüber. Aber die Hand reichte sie ihnen doch noch Beiden. Und dieser Engel sollte Unglück in das Haus bringen? In das Haus ihrer Eltern? In welches Haus kam sie denn? Wer waren denn ihre Eltern? Was war es mit ihnen?

In der Wohnstube, hinten an der Rückseite des Hauses, waren die Eltern. Sie kam zu ihnen herein, ihre Eile hatte sich verloren.

»Guten Tag, Vater!« sagte sie langsam, scheu, gedrückt, und wie sie dem Vater die Hand hinhielt, nur

die Hand, wußte sie nicht, ob sie es dürfe! Es drückte sie etwas schwer; es war, als ob es ihr im Herzen eisig kalt geworden sei. Der Druck, die Kälte, sie konnten nicht aus ihr selbst, sie konnten nur unwiderstehlich und plötzlich von außen her ihr an das Herz herangekommen sein.

Aber sie wichen auch eben so plötzlich wieder. Sie sah die Mutter, das bleiche, leidende Gesicht.

»Mutter, meine Mutter! Meine liebe, liebe Mutter!«

Und der Mutter reichte sie nicht blos die Hand hin; ihr warf sie sich an die Brust, an die Lippen, an das Herz.

»Mein Kind! Meine liebe, gute Caroline!« weinte das Mutterherz.

Aber waren das Thränen der Freude, des Glücks?

Der Vater stand still und kalt daneben. Er war ein großer, breitschultriger, starkknochiger Mann, mit einem harten Gesichte, mit finsternen, stechenden Augen, mit herrischem Wesen.

»Guten Tag!« hatte er kurz und kalt den Gruß des Kindes erwidert. »Es ist gut, daß Du wieder hier bist!«

Dabei hatte er kaum ihre Hand berührt. Wie hatte sie da an das Herz der Mutter fliegen müssen, die so blaß, so abgezehrt und so ängstlich hinter dem kalten, harten Manne stand. Sie weinte mit der Mutter. Der Vater sah es zwei, drei Sekunden lang an, länger nicht.

»Nun ist es gut,« sagte er dann.

Die Mutter ließ mit einem stillen Seufzer ihr Kind aus den Armen. Laut zu seufzen, wagte sie nicht. Der Vater

aber fuhr zu der Tochter fort:

»Du wirst jetzt Deiner Mutter in der Wirthschaft helfen. Sie ist kränklich; sie kann es allein nicht mehr schaffen.«

»Ich werde Alles für Dich übernehmen, meine liebe Mutter!«

»Alles auch nicht!« sagte der Vater. »Jeder an seinem Platze. Jetzt kannst Du gehen, das kleine Visitenzimmer zu ordnen. Wir erwarten noch heute Besuch. Vorher ziehe Dich an.«

»Heute Besuch?«

Sie sprach die Frage nicht zu ihm aus. Sie hatte ihn nur im ersten Augenblicke unwillkürlich darauf angesehen. Er antwortete nicht.

»Die Steinauers kommen!« sagte die Mutter ihr leise.

»Die Steinauers?«

Auch das Mädchen wiederholte das nur leise und nur für sich, aber mit einem Ausdrucke und einem Aufblicke, als wenn ihr auf einmal etwas klar werde. »Gehe jetzt!« sagte ihr Vater. Sie verließ das Zimmer. So hatte die Tochter, das weise, siebenzehnjährige Kind, das Elternhaus wiedergefunden, die Eltern wiedergesehen. Draußen vor der Thür begegnete ihr der alte Kasper.

Sie hatte noch eine Frage an ihn, die sie an den Vater nur in seiner Gegenwart nicht gewagt hatte.

»Die Steinauers kommen hier zum Besuch, Kasper?«

»Mann, Frau und Tochter.«

»Wozu?«

»Der Herr Friedrich soll die alte Mamsell heirathen.«

»O mein Gott! Der arme Friedrich!«

»Die beiden Alten haben es abgemacht,« zuckte der alte Knecht die Achseln. »Heute soll die Verlobung geschlossen werden.«

»Gerade heute!«

Aber sie mußte in ihr Stübchen, um sich anzukleiden und dann das Visitenzimmer für den Besuch der Steinauers zu ordnen. Der alte Knecht kehrte in die Fuhrmannsstube zurück. Er setzte sich wie zuvor an das Fenster. Die alte Kathrine saß wieder am Nähen.

»Wie sah das Kind so brav aus!« sagte die alte Magd.

»Und es kommt doch heute das Unglück in das Haus,« sagte der alte Knecht.

Die Magd erwiderte ihm diesmal nichts. Sie hörten draußen ein Geräusch.

Sie sahen durch das Fenster.

»Was ist denn das?« sagte der Knecht.

»Eine Extrapost.«

»Und gar mit vier Pferden!«

»Und nur zwei Herren darin!«

»Und Einer hat einen Orden! Aber Kathrine!«

»Was hat Er wieder?«

»Kathrine, was sehen sich die beiden Menschen so sonderbar um!«

»Sie sind wohl noch nie im rothen Krüge gewesen.«

»Aber so nach allen Seiten. Und so — so, wie ein paar Spione, oder wie ein paar Diebe. Es wird Einem ordentlich graulich dabei.«

»Ist Er wieder ein Narr, Kasper?«

»Ja, Kathrine, Sie kann spotten. Sie hat nichts gesehen.«

»Hat Er denn Etwas gesehen.«

»Gesehen nun wohl gerade nicht —«

»Dann schweige Er.«

»Aber gehört, Kathrine —«

»Schweig Er!«

Er mußte schweigen.

In die Stube traten die beiden Fremden, die mit der Extrapost angekommen waren, der vornehme Baron Stromberg und der kleine Franzose mit dem Ordensbändchen.

Hatten die beiden Reisenden, wie der alte Kasper gesehen haben wollte, schon draußen so sonderbar sich nach allen Seiten umgesehen, so geschah dies nicht minder in der Stube. Der Baron von Stromberg wenigstens warf nach allen Seiten Blicke umher, als wenn er Alles darin vermessen wolle. Die beiden alten Leute waren mit in seine Beobachtung eingeschlossen. Dabei kam kein Wort über seine oder seines Gefährten Lippen.

Erst als er Alles genau betrachtet hatte, sagte er vornehm:

»Wir wünschen hier zu logiren.«

»Dann müssen die Herren auf die andere Seite des Ganges gehen,« erwiderte der alte Knecht.

»Warum?«

»Drüben ist das Fremdenzimmer.«

»Wir wollen Zimmer für uns Zwei.«

»Ludwig!« rief der Knecht durch die Thür. »Ludwig, es sind zwei Herren da, die Zimmer wollen.«

Ludwig kam. Er sah noch verdrießlich und trübselig genug aus. Er stand plötzlich vor seinem Nebenbuhler. Dem Baron hatte die Mamsell Caroline so freundlich, so erröthend und so dankbar zugehört. Er erschrak.

»Zwei Zimmer!« befahl ihm der Baron.

Da erkannte auch der vornehme Reisende ihn wieder. Und auch der Baron Stromberg erschrak im ersten Augenblicke. Gleich darauf mußte ihm ein anderer Gedanke eingefallen sein. Er sah den jungen Menschen mit einem auffallenden Erstaunen forschend und prüfend an. Und das that auch, wie völlig überrascht, der kleine Franzose.

»Folgen die Herren mir,« sagte seinen Unmuth verbergend, der Kellner Ludwig.

Der alte Kasper aber schüttelte sich, als sie fort waren.

»Kathrine, hat Sie sich die beiden Menschen angesehen?«

»Ja, Kasper.«

Auch der alten Magd schien es nicht mehr ganz leicht

um das Herz zu sein.

»Wie sie den Ludwig ansahen! Als wenn sie etwas ganz Besonderes von ihm wollten.«

»Und der Bursch erschrak vor ihnen!«

»Es ist heute ein Unglückstag, Kathrine. Sie wird es sehen. — Aber he, wer kommt denn da wieder? Die sehen ja recht aus, mein — Gott stehe uns bei!«

Wer da wieder kam?

Um es zu erzählen, müssen wir ein halbes Stündchen weit in unserer Geschichte zurückgreifen.

Die Extrapost des Barons von Stromberg hatte die Höhe des Gebirges erreicht und fuhr, noch immer mühsam genug, den abschüssigen Weg in die tiefe Schlucht hinunter. Sie erreichte auch das Ende des steilen Bergweges.

»Darf ich bitten, hier halten zu lassen?« sagte der kleine dicke Herr zu dem Baron.

Der Wagen hielt.

Der kleine dicke Herr verließ ihn.

Mit ihm stieg der lange Schmidt aus.

Der Wagen fuhr weiter.

Der kleine dicke Herr und der lange Schmidt befanden sich auf einer kleinen Anhöhe, dem letzten Abhänge des Berges. Sie übersahen die ganze, vor ihnen liegende Schlucht. Sie lag so still und so klar vor ihnen. Die Nachmittagssonne sandte noch voll ihre Strahlen hinein, über den hohen Berg links in Westen.

»Hm, Schmidt,« sagte der kleine Herr, »das sieht hier recht friedlich aus.«

»Recht einsam und still wenigstens,« meinte der lange Schmidt.

»Nun, Schmidt, der Friede ist ja eben seiner Natur nach ein stiller Bursch und was die Einsamkeit betrifft, so hat schon vor langer Zeit ein alter Philosoph von einem bellum omnium contra omnes gesprochen. Aber Sie verstehen das wohl nicht, lieber Schmidt?«

»Nein, ich verstehe es nicht.«

»Nun, es schadet nicht. Es heißt, daß in der ganzen Welt, wo nur zwei Dinge zusammenkommen, ein Streit zwischen ihnen ist. So könnte der Friede auch nur ein einsamer Bursch sein. Und da fällt mir denn doch ein, daß in der Stille und Einsamkeit gerade der Mord sein hinterlistiges, heimtückisches Wesen treibt.«

»So ist es ja auch hier gewesen,« sagte der lange Schmidt.

»So soll es gewesen sein und wenn es wirklich so war, was bringen wir dann?«

»Frieden auch wohl nicht.«

»Und doch, mein lieber Schmidt. Wir bringen dann zuletzt den Tod. Und im Tode und im Grabe, da ist der tiefste Friede.«

»Aber es bleiben welche zurück.«

»Ja, und wenn ich auch nicht gleich verliebt geworden bin, wie unser vortrefflicher Baron, das arme Kind thut

mir doch in der Seele leid. Aber sehen wir uns näher um.«

Sie sahen prüfend nach allen Seiten in die Schlucht hinein.

»Passiren konnte es hier wohl, Schmidt.«

»Passiren kann so etwas überall.«

»Ja, ja. Aber gehen wir weiter.«

Sie gingen weiter, den Abhang hinunter, in die Schlucht hinein.

Eine Zeitlang folgten sie noch dem Wege, in welchem vor ihnen die Extrapost fuhr. Dann schlugen sie sich rechts in Weide- und Wiesenland, das von einzelnen Gebüschern durchbrochen wurde. Ein Pfad war nicht da; ihrem Gehen stellte sich aber auch kein Hinderniß entgegen, und das Ziel, dem sie zuschritten, lag immer vor ihren Blicken. Es war der rothe Krug mit seinem langen, hellen Haupthause und den mancherlei Nebengebäuden.

Sie gingen so, daß sie die Rückseite des Kruggebäudes gewinnen mußten. Sie erreichten sie und standen vor einer hohen, dichten Gartenhecke. Sie versuchten hinüber, hindurch zu schauen. Hinüber sahen sie nur das Dach des Krughauses. Hindurch konnten sie gar nichts sehen.

»Sie müssen durch die Hecke kriechen, Schmidt,« sagte der dicke Herr.

Die Hecke war von Dornen. Der lange Schmidt sah sie

sich mit Schrecken an.

»Ich?« sagte er bedenklich.

»Ich bin zu dick dazu,« bemerkte der Andere.

»Aber auch für einen mageren Menschen ist es unmöglich.«

»Hm, Schmidt, unmöglich ist nichts, weder für dicke, noch für magere Leute. Aber so können Sie wenigstens hinein.«

»Ich werde versuchen.«

»Vor allen Dingen machen Sie aber kein Geräusch dabei. Niemand darf uns gewahren.«

»Ich werde mich in Acht nehmen.«

Der lange Schmidt war ein vorsichtiger Mensch. Er zog ein paar starke, dicke, weißlederne Handschuhe an, bog dann leise und sorgfältig die Dornen der Hecke auseinander, und konnte in der That weit und tief in sie hineinkriechen.

Der kleine dicke Herr sah ihm mit einer gewissen Spannung nach, aber auch mit einem gewissen Humor. Sein knurriges Wesen schien er ganz abgelegt zu haben, seitdem er nicht mehr in der Nähe des Barons war.

»Sehen Sie nichts, Schmidt?«

»Noch gar nichts.«

»Der verdammte Franzose! Er weiß von nichts mehr. Ich glaube, er hat eigentlich nie etwas gewußt. Diese Franzosen, sie thun zwar, als hätten sie den Muth für sich allein gepachtet, oder gar vom lieben Gott bei

Vertheilung der Güter für sich allein zugetheilt erhalten, aber sie haben auch die Furcht eben so gut, wie andere Menschen und damals hatten sie sie erst recht. Sehen Sie noch nichts, Schmidt?«

»Ich sehe noch nichts.«

»So müssen Sie doch am Ende durch die Hecke.«

»Ah, da sehe ich etwas.«

»Den Stall?«

»Ein altes Ding, das so aussieht.«

»Gottlob. Wo liegt er?«

»Nach rechts dort.«

»Wie weit von hier.«

»Etwa hundert Schritt.«

»Wie weit von der Hecke?«

»Ungefähr zwanzig Schritt.«

»Sehen Sie weiter kein Gebäude in der Nähe?« —

»Es stehen überall nur Bäume in dem Garten.«

»Gut. Kommen Sie zurück. Wir müssen das rechte Ding getroffen haben. Wie doch Alles von einem alten Stall abhängen kann! Ohne ihn hätten wir nichts. — Pah, wissen Sie was, Schmidt? Ich bin nicht sentimental.«

»Ich weiß es.«

»Und wahrhaftig auch nicht verliebt. — Ich war es nie.«

»Ich glaube es.«

»Und doch will ein so recht nichtsnutziger Wunsch in mir aufsteigen.«

»Und was für einer?«

»Daß Sie den Stall nicht möchten gefunden haben.«

»Er ist nun aber einmal da.«

»Ja, und sorgen Sie nur dafür, daß nachher, gerade ihm gegenüber, also etwa hundert Schritt von hier, in der Hecke ein geräumiges Loch gemacht werde, durch das auch mein Körper bequem hindurch kann. Aber erst, wenn es dunkel ist, und empfehlen Sie den Leuten die größte Vorsicht.«

»Ich werde dafür sorgen.«

»Und nun lassen Sie uns zu dem Herrn Baron gehen, um zu raportiren, und zugleich zu der hübschen Caroline. Das arme Kind, die mit ihrem glücklichen Herzen so gern erröthete! Ob der Herr Baron sie schön gefunden hat? Er wird Augen gemacht haben.«

Sie gingen und zwar sehr vorsichtig von Gebüsch zu Gebüsch, um nicht gesehen zu werden. So kehrten sie zunächst auf die Landstraße zurück, die sie verlassen hatten. In dieser schritten sie sorgloser voran, wie ein paar Fußwanderer, die sich aber frei vor Jedermann dürfen sehen lassen.

Sie erreichten den Krug.

Die Sonne war schon eine Weile hinter den hohen Bergen im Westen verschwunden. In die Tiefe fielen ihre Strahlen nicht mehr hinein; sie rötheten nur noch die Kronen der Bäume oben auf den Bergen im Osten der Schlucht.

Der rothe Krug lag still vor ihnen. In dem großen Hause regte sich nichts. Auf dem Hofe, an den Nebengebäuden sah und hörte man keinen Menschen.

»Hm, Schmidt,« sagte der kleine dicke Herr, »ich bin sehr neugierig, was wir in diesem stillen Hause finden, und was wir darin anrichten werden. Ich war es immer, wenn ich auf den Kreuz- und Querfahrten unseres Metiers in ein fremdes Haus zu fremden Leuten kam. Heute arbeitet es mir besonders im Kopfe herum. — Ha, da kommt ja schon ein Gesicht zum Vorschein. Und da noch eins. Alt genug sind sie. Und wie der alte Gesell erschrocken aussieht. Wie kann der Bursch vor uns erschrecken? Hm! —«

Sie traten in das Haus.

Aus der Fuhrmannsstube links im Hausflur kam ihnen der alte Knecht Kasper entgegen. Er hatte seinen Schrecken in der Stube zurückzulassen gesucht.

»Kann man hier logieren?« fragte ihn der kleine, dicke Herr.

»Wünschen Sie ein besonderes Zimmer?«

»Für die Nacht. Jetzt noch nicht.«

»So treten Sie hier ein.«

Der Knecht öffnete die Thür rechts zu dem Fremdenzimmer. Die beiden Reisenden traten hinein.

Der Knecht wollte zurückkehren. Der kleine, dicke Herr hielt ihn auf.

»Ist hier eine Extrapost mit zwei Fremden

angekommen?«

»Vor einer Viertelstunde.«

»Wo logiren die beiden Herren?«

»In Nummer sechs und sieben oben.«

»Gut.«

Der alte Mann verließ das Zimmer. Aber er mußte bedenklich den Kopf schütteln.

»Die kennen sich! Warum sind sie nicht zusammen gekommen? Und was wollen sie hier?«

Als er fort war, sagte der kleine dicke Herr zu dem langen Schmidt:

»Gehen Sie zu dem Herrn Baron hinauf und rapportiren Sie ihm. Ich recognoscire unterdeß hier unten.«

Schmidt ging und ließ den kleinen, dicken Herrn allein. Dieser sah sich sorgfältig in dem geräumigen Zimmer um. Er merkte sich dessen Beschaffenheit genau. Es hatte drei Fenster; sie gingen nach vorn, auf den offenen Hof, der das Haus von der vorüberführenden Landstraße trennte. Es waren drei Thüren darin. Durch die eine war er gekommen. Die zweite lag ihr gerade gegenüber, die dritte war hinten in der Ecke des Zimmers, den Fenstern gegenüber.

Er ging zu der zweiten und versuchte leise und vorsichtig, sie zu öffnen. Es gelang ihm nicht: sie mußte von der andern Seite verschlossen sein. Er war nicht unzufrieden damit. Er schob einen Riegel vor, der sich

von innen befand.

Dann ging er zu der dritten Thür. Es war eine Glasthür. Aber vor dem Fenster war auf der anderen Seite ein dichter Vorhang. Er konnte nur sehen, daß auf jener Seite Licht war, und ein Schatten, der dann und wann an dem Vorhang vorüberhuschte, zeigte, daß drüben Jemand sei und sich bewege. Der kleine, dicke Herr war neugierig, besonders heute in diesem Hause; er hatte es selbst gesagt. Er mußte wissen, was auf der anderen Seite der Glasthür war. Einen Versuch, sie zu öffnen, durfte er hier nicht wagen, weil eben Jemand drüben war. Er hatte Glück, wenigstens für seine Neugierde. An der Seite der Thür entdeckte er eine Verschiebung des Vorhanges. Sie war nur unbedeutend, die Länge eines Fingers lang, die Breite eines Fingers breit. Aber ein geübtes Auge konnte ausreichend hindurch sehen, und ein geübtes Auge hatte der kleine, dicke Polizeirath wohl. Er blickte durch die Oeffnung. Ein Ah der Ueberraschung zog über seine Lippen, ein vergnügtes und lustiges Lächeln umspielte sie. Er mußte weiter hindurch blicken; er schien von dem, was er sah, die Augen nicht abwenden zu können.

Was er sah?

Er blickte in ein kleines, freundlich eingerichtetes Gemach, in welchem eine außerordentlich freundliche Erscheinung ordnend waltete und sich bewegte.

»Caroline!« mußte der dicke Herr in seiner freudigen Ueberraschung ausrufen. Freilich rief er es leise. Die

Vorsicht schien ihm überall in seinem »Metier« zur anderen Natur geworden zu sein.

Das hübsche Kind war es, das in dem freundlichen Zimmer ordnete. Sie hatte ihre Reisekleidung abgelegt und in ihrer einfachen Hauskleidung war sie doppelt reizend und lieblich.

Sie stand vor einem Tische in der Mitte des Stübchens. Auf dem Tische hatte sie eine schneeweiße, glänzende Damastdecke ausgebreitet, auf dieser stellte sie Gläser und Tassen umher. Zwischen Gläser und Tassen setzte sie große Schüsseln mit Kuchen und Körbchen mit Obst.

Das Alles war reich und kostbar. Dem Klange der Gläser hörte man den feinsten englischen Krystall an. Die Tassen waren schwer vergoldet, die Obstkörbchen von künstlich durchbrochenem Silber.

Dem reizenden Kinde ging Alles so leicht, so geschickt, so zierlich von der Hand.

Aber sie war nachdenklich, sie sah betrübt aus. Und sie war so fröhlich und glücklich zu dem elterlichen Hause hingefahren.

»Was mag ihr begegnet sein?« fragte sich der kleine dicke Herr. »Der hübsche Ludwig? Das Findelkind? Hm, etwas hatten sie mit einander. Ich werde hier noch Vieles sehen müssen.«

Er blickte weiter durch seine Oeffnung und er sollte noch mehr sehen.

In dem kleinen Stübchen wurde leise eine Thür

geöffnet. Ein junger Mann trat herein, leise, wie er die Thür geöffnet hatte. Es war ein blasser, stiller Mensch, betrübt, wie das hübsche Mädchen; ein schwerer Druck mußte ihm auf dem Herzen liegen.

Das Mädchen sah ihn. Sie mußte ihn fast erschrocken ansehen.

»Fritz, um Gotteswillen, wie siehst Du aus? Was ist mit Dir vorgegangen? Warst Du krank? Es hat mir ja keiner davon geschrieben.«

»Ich war nicht krank,« sagte der junge Mann traurig. »Aber mein Tod wird es doch sein.«

»Aber was ist es denn, armer Bruder?«

Sie hatte ihm die Hand gereicht. Sie war wirklich erschrocken. So sah sie ihm ängstlich ins Gesicht. Er hatte das Gesicht abgewandt. Er sah schmerzlich auf den Tisch, auf dem sie die kostbaren Sachen ordnete.

»Und Du mußt helfen, mir das Grab fertig zu machen?« sagte er.

Da wußte sie, was es war. Sie hatte in dem ersten Augenblicke, als sie den Bruder wiedersah, nicht daran gedacht.

»Ich?« rief sie. »Ich rühre nichts mehr an.« Sie rief es muthig, entschlossen.

»Um des Himmelswillen, Caroline!« sagte der junge Mann ängstlich.

»Was ist's?«

»Ich bitte Dich, mache hier Alles in Ordnung. Wenn

der Vater käme!«

»Und dann?«

»Kennst Du ihn nicht mehr? O, und es ist in dem Jahre, da Du fort warst, noch viel, viel schlimmer hier im Hause geworden.«

»Das muß es sein,« sagte auch schmerzlich das Mädchen. »Aber dennoch,« fuhr sie wieder muthig fort, »aber dennoch, Fritz, ich thäte es nicht, was sie hier heute Abend von Dir verlangen werden. Ich habe die alte häßliche Person gesehen, Fritz —«

»Hast Du unsere Mutter gesehen, Caroline?«

»Ja, ja,« rief das Kind. »Die arme Mutter! Wie sah sie aus!«

»Für sie thue ich es. Für sie wirst auch Du Alles tun, Caroline.«

»Mein Gott! mein Gott!«

»Und Du weißt noch lange nicht Alles, Caroline.«

»Auch von Dir? Ich sehe Dir an, daß Dich noch etwas drückt.«

»Auch von mir.«

»Was ist es?«

»Du erinnerst Dich der Liesbeth« —

»Um des Himmelswillen, was ist es mit ihr?«

»Nachher, Caroline. Ich höre Jemanden kommen.«

Er verließ das kleine Gemach.

Gleich nachher öffnete sich dessen Thür nochmals.

Ein hübscher, junger Mann trat herein.

»Der Ludwig — ah!« rief der kleine, dicke Herr.

»Das kleine Stübchen wird interessant. Was wird es da geben?«

Der Kellner Ludwig trug zwei Weinkaraffen unter dem Arm. Sie waren wohl für die Gesellschaft bestimmt, die sich in dem Stübchen versammeln sollte. Er trat mit etwas blassem Gesichte in das Gemach. Er mußte wohl wissen, wen er darin treffen werde. Er wurde doch noch bleicher, als er das Mädchen sah. Dann wurde er glühendroth. Die Weinflaschen zitterten ihm unter dem Arme.

Und Caroline? Sie wurde nicht wieder roth, auch nicht ihm gegenüber. Aber sehr blaß war sie geworden, und ein leises Beben hatte sie ergriffen, wie ihn. Sie zupfte an dem schneeweißen Damasttischthe, als wenn noch Fältchen darin seien, die sie ausglätten wollte; sie riß tiefe, weite Falten hinein.

So standen die beiden jungen Leute einander gegenüber.

»Guten Abend, Mamsell,« sagte der Kellner zuletzt. Er stellte die beiden Karaffen auf den Tisch, aber er stieß sie klappernd an einander.

»Guten Abend, Ludwig,« erwiderte sie; aber sie konnte die drei Worte kaum hörbar hervorbringen und sie zog an dem Tischthe, daß die Tassen und Gläser in Gefahr kamen, hinunter zu fallen. Sie suchte sie wieder zu ordnen.

»Soll ich Ihnen helfen, Mamsell?«

»Ich danke — Ihnen.«

Das letzte Wort sprach sie noch langsam, zögernd aus. Auf einmal belebte sich ihr Gesicht, ein frischer, ein fast neckischer Zug trat hinein; es bekam seine Farbe wieder.

»Ludwig, sagten wir früher Sie zu einander?«

»Nein, Mamsell.«

»Und nanntest Du mich Mamsell?«

»Sie sind ein Jahr fortgewesen, und — und —«

»Nun, und?«

»Und als Mamsell wiedergekommen.«

»Auch für Dich?«

»Und unterwegs, Mamsell Caroline — am Posthause —«

»Ah, da sahst Du mich!«

Sie war doch wieder roth geworden.

»Und auch am Fährkrüge, Mamsell.«

»Aber was soll das?«

»Und der eine Herr ist sogar mit Ihnen hierher gekommen!«

Sie konnte, sie mußte wieder neckisch lächeln.

»In den rothen Krug kann Jeder einkehren, Ludwig.«

»Ja, Mamsell, Jeder —«

»Ludwig, Du hast mir Deine Hand noch nicht gegeben.«

»Darf ich, Mamsell?«

»Und ich glaube wahrhaft, Du hast mir auch noch

nicht in die Augen gesehen. Dazu wirst Du doch meiner Erlaubniß nicht bedürfen?«

Er sah ihr in die Augen. Aber er schien ihr durch die Augen doch nicht in das Herz sehen zu können. Da sah er auch etwas Anderes. Sie hatte ihm ihre Hand hingehalten; er nahm sie und drückte sie. Er glaubte, einen Gegendruck zu fühlen. Er glaubte es; es mußte ein sehr leiser, zweifelhafter sein. Er sah ihr noch immer forschend in die Augen. Sah er jetzt in ihr Herz?

Sie war wieder roth geworden; aber auch nur das. Sie konnte sogar auch jetzt wieder lächeln.

»Caroline!« sagte er traurig.

Da wurden sie gestört.

Ein starker, derber, fast polternder Schritt war nahe gekommen. Der kleine, dicke Herr hatte ihn hören können; aber die Beiden hatten ihn nicht vernommen. Der Eine war verliebt. Die Andere — . Ist nicht die Koketterie, auch die unschuldigste, nein, gerade die unschuldige, ebenfalls ein kleines Verliebtsein, oft gar ein recht großes?

Die Thür des kleinen, hübschen Stübchens wurde mit einem kräftigen derben Ruck aufgemacht. Ein großer, starker Mann stand darin, der alte Herr Sellner. Sein Gesicht war feuerroth geworden. Auch er konnte roth werden, und wenn er roth wurde, so hatte das wohl mehr zu bedeuten, als das leichte Erröthen in dem feinen Gesichte seiner Tochter Caroline. Er erhob zugleich seine

kräftige Faust. So schritt er in das Stübchen.

Die beiden jungen Leute waren weit auseinander gefahren. Er sah sie eine Weile schweigend an. Er suchte wohl den Zorn zu dämpfen, der in ihm aufgelodert war. War es Liebe zu dem Kinde, das kaum eine Stunde wieder im Vaterhause war? Oder war es etwas Anderes? Sein Zorn wich einem kalten, finstern, entschlossenen Drohen. Die erhobene Faust ließ er sinken. Er wandte sich an den jungen Mann.

»Du wirst morgen mein Haus verlassen. Geh!«

Der junge Mensch verließ stumm das Stübchen. Der Vater wandte sich an die Tochter.

»Und Du —! Auch Dich zu bändigen, giebt es Mittel.«

»Vater!« rief das Kind, entsetzt über die kalte, finstere Drohung.

»Endige Deine Arbeit hier!« befahl er. Sie gehorchte zitternd. —

Der kleine, dicke Herr mußte aus seinem Versteck, in dem er lauschte, zurücktreten.

Der lange Schmidt erschien in dem Fremdenzimmer.

»Der Herr Baron ist in das Domestikenzimmer gegangen,« meldete er dem kleinen Herrn.

»Wohin?« fragte erstaunt der kleine Herr.

»In das große Zimmer drüben. Sie nennen es die Fuhrmannsstube; obgleich ich keinen Fuhrmann darin gesehen habe.«

»Und was will er dort?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hm, er wird doch keine dummen Streiche anfangen?
Ich muß ihm folgen.«

Indem der kleine, dicke Herr das sagte, war er schon auf dem Wege nach der Fuhrmannsstube. Zu dem langen Schmidt sagte er noch:

»Achten Sie ja auf Alles!«

4.

Der kleine, dicke Polizeirath fand in der Fuhrmannsstube drei Personen, den alten Knecht Kasper, die alte Magd Kathrine und den Baron von Stromberg.

Die alte Magd nähte wieder an ihrer groben Küchenleinwand und bekümmerte sich um die Anderen nicht.

Der alte Knecht sah durch das Fenster in die Dunkelheit des Abends hinein, die schon voll eingetreten war, und schien sich um Niemanden bekümmern zu wollen.

Der Baron ging in dem Zimmer auf und ab und schien darüber nachzusinnen, wie er etwas anfangen solle.

Als der kleine, dicke Herr eintrat, flog ein vornehmer leiser Verdruß über seine Stirn, und in der That fragte sein Blick den kleinen Herrn etwas unmuthig: »Was wollen denn Sie hier?«

Der Gefragte ging aber gleichgültig an dem Blicke vorüber, als habe er ihn gar nicht gesehen, und setzte sich still in einem Winkel des Zimmers auf eine Bank.

Der vornehme Baron war wohl ein gutmüthiger Mensch. Er sann noch ein paar Augenblicke nach. Dann ging er auf den alten Knecht zu und begann mit diesem

ein Gespräch.

»Der rothe Krug liegt recht einsam hier!«

»Es geht,« war die kurze, zum weiteren Fragen nicht eben einladende Antwort. Der Baron fragte dennoch weiter.

»Es ist ein hübsches Gebäude.«

»O, ja.«

»Steht er schon lange?«

»So lange ich denke, und also wohl noch länger.«

»Aber das Haus ist neu.«

»Früher stand der alte Krug.«

»Und seit wann der neue?«

»Es kann fünfzehn Jahre her sein.«

»Stand der alte Krug auf der nämlichen Stelle?«

»So ungefähr.«

»Früher war wohl viel Verkehr im rothen Kruge?«

»Es ging an.«

»Die Landstraße scheint jetzt wenig befahren zu sein?«

»Wie man es nimmt.«

»Sie kam mir verfallen vor.«

»Im besten Zustande ist sie nicht.«

»Sie ist wohl seit der Zeit so, da mehr nach oben im Gebirge die neue Chaussee angelegt ist?«

»Ja, so ungefähr.«

»Wie lange besteht die neue Chaussee schon?«

»Vielleicht seit zwölf oder dreizehn Jahren.«

»Also bald nach dem Neubau des Kruges! Es war

verdrießlich.«

»Wie man es nimmt.«

»Nun, Ihr Herr — wie heißt er doch?«

»Herr Sellner heißt er.«

»Richtig. Arm ist er dadurch nicht geworden. Man spricht in der ganzen Gegend von dem reichen Herrn Sellner im rothen Krüge.«

»Ein Bettler ist er nicht.«

»Stand der alte Krug gerade auf der Stelle dieses neuen?«

»Er stand wohl etwas mehr nach dort oben hin.«

»Nicht weit von ihm stand ein Stall?«

Der alte Knecht stutzte.

»Ein Stall?« fragte er.

»Ja, ein alter Stall. Er stand nahe beim Hause.«

»So?« sagte der Knecht.

Er war verlegen geworden und schlug die Augen nieder. Dann sah er sich um, wie nach einer Veranlassung, dem Gespräche zu entkommen.

Die Augen des Barons leuchteten triumphirend. Mit den triumphirenden Augen sah er nach dem kleinen dicken Herrn hin. Der kleine dicke Polizeirath war, wie gleichgültig er anfangs zugehört hatte, bei den letzten Fragen und Antworten sehr aufmerksam geworden. Der Baron wollte in seinen Fragen fortfahren. Der kleine Herr sah noch rasch etwas, was dem triumphirenden Baron entgangen war.

Die alte Magd saß mit dem ängstlichsten Gesichte von der Welt da. Ihre Arbeit ruhte und ihr Blick war auf den alten Knecht gerichtet, als ob sie Furcht vor jedem Worte habe, das er sprechen werde. Er hatte nicht nach ihr hingesehen, jetzt wurde er indeß von weiteren Fragen erlöst.

Die Thür des Zimmers hatte sich leise geöffnet. Ein Frauenzimmer war langsam eingetreten. Der alte Knecht stand mit einem mißmuthigen, fast zornigem Gesichte auf, als er sie sah. Er ging zu der alten Magd.

»Sieht Sie, Kathrine, daß das heute ein Unglückstag ist?«

Die Magd war heftig erschrocken.

»Mein Gott, die Liesbeth!« rief sie.

»Und gerade heute, Kathrine!«

»Das kann wahrhaftig ein Unglück geben! Was fangen wir mit dem Mädchen an?«

Von einem Mädchen sprach die alte Magd.

War die Eingetretene noch ein Mädchen, so hatte sie das Aussehen einer Frau, und wie sie ein Kind unter ihrem Herzen trug, so zeigte das blasse Gesicht einen Schmerz und zugleich einen Zorn, die einem jungfräulichen Herzen nicht mehr angehören konnten. Aber auch ein ruhiges, klares, entschlossenes Bewußtsein, wie einer schweren, aber unabweislichen Pflichterfüllung.

Sie war sehr blaß, als sie eintrat, von innerer

Aufregung, von körperlicher Ermüdung. Sie schien einen weiten Weg gemacht zu haben, und sie hatte ihn zu Fuße gemacht.

»Guten Abend,« sagte sie, als sie in die Stube trat.

Ihre Stimme war bewegt, unsicher. Sie sah den zornigen Blick des alten Knechts, der auf sie gerichtet war. Es machte sie nur beherzter.

»Ein Glas Bier!« sagte sie, wie ein einkehrender Gast. Sie ging an den beiden Dienstboten vorüber und setzte sich auf eine Bank.

Die alte Magd — erschrocken wie sie war, — erwiderte dennoch ihren Gruß.

»Guten Abend, Liesbeth.«

Der alte Knecht aber ging ihr nach.

»Was willst Du hier, Mädchen?« fragte er sie mürrisch.

»Ihr habt es gehört, ein Glas Bier. Ich werde es bezahlen.«

»Das meine ich nicht,« sagte mürrischer der Knecht, »und Du weißt es wohl. Was willst Du sonst hier?« —

Sie sah ihn mit ihrem ruhigen, klaren Blick an.

»Seit wann müssen die Gäste, die in den rothen Krug kommen, Rechenschaft von ihrem Thun und Wollen ablegen?«

»Oho, Püppchen, Du thust ja vornehm, als wenn Du schon die Herrin im rothen Krüge wärst. Und was bist Du denn eigentlich?«

Das Mädchen wurde glühendroth. Die alte Kathrine war aufgestanden. Sie trat zu den Beiden. Sie schob den Knecht bei Seite.

»Schäme Er sich, alter Mann. Es ist ein armes Mädchen.«

Dann wandte sie sich an das Mädchen. Sie war nicht mehr erschrocken. In ihrem Gesichte kämpften Strenge und Mitleid.

»Und Du, Liesbeth, brauchst auch nicht so patzig hier aufzutreten. Ein Glas Bier bekommst Du nicht, auch nicht für Dein Geld. Aber einen warmen Kaffee sollst Du mit mir trinken. Der thut Dir besser, und den hat der rothe Krug noch übrig für ein Mädchen, das treu und ehrlich hier gedient hat, wenn auch —. Aber davon wollen wir nachher sprechen, und dann sollst Du mir sagen, warum Du hierher gekommen bist und was Du gerade heute hier willst; gerade heute, wo Du nur Unfrieden für Andere säen, aber doch für Dich nichts ernten kannst. — Aber nachher davon. Mache es Dir jetzt bequem.«

Sie verließ das Zimmer. Der alte Kasper war an sein Fenster zurückgekehrt. Er war etwas beschämt und ärgerlich geworden.

Das Mädchen machte es sich bequem. Sie hatte unterdeß eine frische Gesichtsfarbe wieder erhalten. Sie war hübsch. Jener Schmerz und jenes ruhige, klare Bewußtsein machten das frische, sanfte Gesicht anmuthig.

Als sie fertig war, sah sie sich in dem Zimmer um, nach Allem, was da war. Sie sah sich danach um, wie nach alten Bekannten, nach den Tischen, den Bänken, nach den Winkeln. Sie hatte im rothen Krüge gedient. Wie manche Erinnerung mochte jedes Stück, das sie sah, ihr in das Gedächtniß zurückrufen, und auch wohl in das Herz? Wie manche glückliche, aber auch wie manche schmerzliche! Und nun jetzt? Sie hatte hier treu und ehrlich gedient, und doch war ihr zum Vorwurf gemacht, daß sie wieder gekommen sei. Warum durfte sie nicht zurückkommen?

Der alte Knecht sah mürrisch nach ihr hin.

Der Baron hatte mit dem kleinen dicken Herrn einen stummen Zuschauer des Auftritts abgegeben; das Mädchen hatte auf Beide nicht geachtet. Er war zweifelhaft, ob er zu dem alten Knecht zurückkehren und seine Fragen an ihn wiederaufnehmen solle. Seiner Unschlüssigkeit wurde indeß ein Ende gemacht.

Die Thür wurde hastig und mit Geräusch geöffnet. Die kräftige Gestalt des Hausherrn erschien darin.

»Kasper!« rief der Herr Sellner.

»Hier Herr!«

»Es kommt ein Wagen. Geh' hinaus. Der Ludwig wird im rothen Krüge keine Dienste mehr thun.«

»Was ist es denn mit ihm, Herr?« fragte der Knecht verwundert.

Er erhielt keine Antwort. Der Herr Sellner hatte die

anderen Personen in dem Zimmer bemerkt. Zuerst den Baron und den kleinen dicken Herrn. Er mochte sich wohl verwundern, daß sie in der Fuhrmannsstube waren; aber die vornehmeren Gäste, die in dem rothen Krug einkehrten, konnten ja auch in der Fuhrmannsstube ihren Aufenthalt nehmen. Es war Geschmacksache. Da sah er auch das Frauenzimmer. Sie hatte ihm den Rücken zugewandt. Sie schien ihm dennoch keine Fremde zu sein.

»Wer ist sie?« fragte er den Knecht.

»Herr, ich will es Ihnen draußen sagen.«

»Warum nicht hier?«

Da wandte das Mädchen sich um.

»Ich bin es, Herr Sellner.«

Sie sprach es fest und ruhig, und doch bescheiden, fern von allem Trotz. So sah sie auch den strengen, harten, zornigen Mann an. Die dunkelste Röthe des Zorns war plötzlich in das harte, stolze Gesicht getreten. Er schritt hastig auf das Mädchen zu und fuhr sie laut, drohend an.

»Du bist es? Was willst Du hier? Wie kannst Du Dich unterstehen, hierher zu kommen, mein Haus wieder zu betreten? Hinaus mit Dir!«

Das Mädchen war ruhig sitzen geblieben. Ein fester, klarer Muth leuchtete aus ihrem stillen Gesicht hervor, der Muth, den eben das Bewußtsein einer Pflichterfüllung giebt.

»Ja, ich bin es, Herr Sellner,« wiederholte sie. »Und

was ich hier will? Sie wissen es, aber Sie wollen nichts davon wissen. Da habe ich es doch noch mit einem Andern zu thun, der ein Gewissen haben wird.«

Der Herr Sellner wurde blaß vor Zorn.

»Freche Dirne, hinaus mit Dir!«

Er hob den Arm auf, sie zu ergreifen. Der kleine, dicke Herr sah mit einem eigenthümlich fragenden Blick den Baron Stromberg an. Der Baron ging in einer seltsamen Unentschlossenheit in der Stube auf und ab.

»Herr, vergreifen Sie sich nicht an ihr,« bat der alte Kasper.

Der Herr Sellner stieß den alten Knecht zurück. Sein Zorn war zur Wuth geworden.

»Ich soll die Dirne hier dulden?« rief er. »Ich soll mich in meinem eigenen Hause höhnen lassen?«

Das Mädchen war doch erblaßt. Sie kannte den strengen, zornigen, gewaltthätigen Mann. Er hatte den Arm nach ihr aufgehoben. Der alte Knecht war von ihm zurückgestoßen. Die beiden Fremden rührten sich nicht zu ihrem Beistande. Und sie in ihrem Zustande konnte sich nicht wehren, und was sie unter ihrem Herzen trug, bedurfte so sehr einer Hülfe, einer Schutzwehr gegen den rohen Angriff, der ihr drohte.

Die Thür des Zimmers öffnete sich. Das Mädchen athmete auf. War ihr wirklich eine Hülfe gekommen? Caroline Sellner trat in das Zimmer. Das hübsche, frische Mädchen war mit einem Blicke besorgter Neugierde

eingetreten. Sie hatte wohl draußen die zornige Stimme ihres Vaters gehört, sie hatte nicht wissen können, was es war.

Sie wußte mit einem Male Alles, wie sie nur einen halben Blick in das Zimmer geworfen hatte. Sie wußte auch, was ihr Bruder ihr erst nachher hatte erzählen wollen. Ein Entsetzen ergriff sie.

Aber da sah sie zunächst nur das hilflose Mädchen, deren sich Niemand annehmen wollte, und den zornigen und in seinem Zorne und seinem gewaltthätigen Sinne um keine Rücksichten und keine Schranken sich kümmernden Mann.

»Vater!« rief sie. »Vater, begeht kein Unglück.«

Und sie war schon zwischen dem zornigen Manne und dem hilflosen Mädchen, mit jenem Muthe, mit jener Entschlossenheit, mit denen sie vorhin zu ihrem Bruder gesagt hatte: ich thäte es nicht, Fritz, was sie von Dir verlangen. Aber der zornige und rohe Mann warf auch sie zurück, wie er den alten Knecht zurückgeworfen hatte.

»Du, Dirne?« rief er seinem eigenen Kinde zu. »Ha, Gleich und Gleich soll sich hier gesellen. Aber noch bin ich Herr im rothen Kruge! Fort auch mit Dir! Fort mit Euch Beiden!«

In dem schwachen Kinde, wie muthig und entschlossen sie war, sollte das andere hilflose Mädchen eine Hülfe nicht erhalten. Aber ein anderer Beistand wurde ihr.

Man hatte schon vor einer Weile draußen am Hause einen Wagen vorfahren hören. Ueber dem Auftritt im Zimmer hatte Niemand darauf geachtet. Die Thür des Zimmers öffnete sich wieder. Ein kleiner, dürrer Mann war mit bescheidenem Wesen leise hereingekommen. Sein kluges und rechnendes Gesicht hatte sehr schnell gerechnet.

»Ei, ei, Gevatter Sellner!« sagte der Herr Andreas Steinauer ruhig, indem er an der Thür stehen blieb. Der Herr Sellner erblaßte. Der ausgehobene Arm sank ihm nieder. Er kannte die Stimme. Er wandte sich nach dem kleinen, dürrer Manne um und war verwirrt geworden.

Von dem Mädchen ließ er ab. Er ging auf den Herrn Steinauer zu.

»Guten Abend, Gevatter Steinauer!«

»Guten Abend, Gevatter Sellner!«

Die beiden Gevattern standen beisammen.

»Hm, hm, Gevatter Sellner,« fuhr leise der Herr Steinauer fort, »die Geschichte da ist fatal —«

»Sie wissen —?« fragte der Herr Sellner, und er wurde noch verwirrter.

»Wie werde ich nicht, Gevatter? Aber was schadet es denn? Ich kann Ihnen auch noch mehr sagen. Sie waren da auf dem besten Wege, durch einen dummen Streich die Sache noch fataler zu machen. Wer in der Welt vergreift sich an einer Person, die in einem Zustande ist, wie diese da. Es kann nach dem Strafgesetze sogar in das

Zuchthaus bringen. Und wie ich sehe, haben Sie auch für Zeugen gesorgt. Und an die Hauptsache scheinen sie gar nicht gedacht zu haben. Meine Frau und meine Tochter wissen von nichts, und sie halten Beide auf Reputation. — Kommen Sie, Gevatter. Für die Person giebt es Geld. Wir sprechen nachher davon.«

Der Herr Steinauer hatte Gründe vorgebracht, denen der Zorn des Herrn Sellner längst gewichen war. —

»Gehen wir zu den Meinigen, Gevatter.«

Die beiden Ehrenmänner schüttelten sich die Hände, und verließen das Zimmer.

Caroline Sellner war zu dem Mädchen getreten, das sie gegen den Vater hatte beschützen wollen.

»Liesbeth, wie konntest Du hierher kommen?« fragte auch sie. »Und gerade heute!«

Und die Unglückliche, die allen den Anderen gegenüber auf die Frage keine Antwort gehabt hatte, antwortete dem freundlichen, theilnehmenden Kinde.

»Ich mußte hierher, Mamsell Caroline, und wenn es mir das Leben gekostet hätte. Ich muß ihn sprechen; gerade heute. Ich muß ihn sprechen, und sollte ich an den Tisch dringen, an dem sie zur Verlobung sich die Hände reichen. Ja, ja, ich weiß, daß er sich heute verloben soll. Aber er darf es nicht, er kann es nicht, und wenn er es kann — ich nehme mir das Leben vor seinen Augen, mir und seinem Kinde.«

Es giebt einen Zorn der Pflichterfüllung. Er leuchtete

voll und edel hervor aus den Worten, aus den Blicken, aus dem gerötheten Gesichte des Mädchens. Caroline Sellner hatte still nachgesonnen. Auch in ihr Gesicht war der Muth zurückgekehrt.

»Komm mit mir in mein Stübchen,« sagte sie zu dem Mädchen. »Hier ist kein Platz für Dich.«

Sie nahm die Hand der Unglücklichen.

Auch die Beiden verließen Hand in Hand die Stube, wie vor wenigen Augenblicken die beiden Männer — aber doch wohl anders. —

Der Baron von Stromberg, sein kleiner dicker Begleiter und der Knecht Kasper waren wieder allein in der Fuhrmannsstube.

Der kleine dicke Herr hatte während des ganzen Auftritts, den wir erzählt haben, regungslos und mit dem unbeweglichsten Gesichte von der Welt an seinem Tische gesessen.

Der Baron — er hatte sich nicht dazu entschließen können, der Unglücklichen gegen die Mißhandlung, die ihr drohte, beizustehen; seine Unentschlossenheit machte ihn selbst um so mehr verlegen, als gewiß nicht Mangel an Muth es war, was ihn zurückhielt. Auf einmal war Caroline Sellner eingetreten und hatte ihn überrascht. Er hatte seinen Augen nicht getraut. Er war unwillkürlich zu dem kleinen dicken Herrn gegangen.

»Mein Gott, sie ist die Tochter des Hauses?«

»Nun ja.«

Der kleine Herr sagte es, ohne die Lippen zu bewegen. Durch das Gesicht des Barons zog ein heftiger Schmerz. Und der Polizeirath, der es sah, hatte keinen Hohn dafür. Kein Anderer hatte es gesehen. Keiner der Anderen hatte auf ihn geachtet; auf die beiden Fremden nicht.

Caroline Sellner hatte sie erst in dem Augenblicke bemerkt, als sie mit der Unglücklichen das Zimmer verlassen wollte. Sie hatte gestutzt, aber sie ging, ohne sich weiter nach ihnen umzusehen.

Als sie fort war, wollte der Baron sich wieder an den Polizeirath wenden. Er schien eine dringende Frage an ihn zu haben. Da vernahm er ein Geräusch hinter sich und wandte sich schnell um.

Und es war Zeit.

Der Dritte in dem Zimmer, der alte Knecht Kasper, sah sich auf einmal wieder allein mit den beiden Fremden. Man sah ihm an, wie unheimlich es ihm mit den Beiden allein wurde. Er wollte sich davon machen. Aber der Baron bemerkte es. »Ah, bleiben Sie,« rief er, »ich wollte etwas bei Ihnen bestellen.«

Der Knecht stand mechanisch still.

»Was wünschen Sie?«

»Eine Flasche Wein. Aber es hat Zeit. Setzen wir uns vorher wieder. Unser Gespräch von vorhin hat mich interessirt, und ich habe noch ein paar Fragen an Sie.«

Der Knecht konnte nicht fort. Es kam wieder Frage und Antwort zwischen ihnen. Aber es war ein

Unterschied dabei gegen vorhin. Der alte Kasper hatte seine Aengstlichkeit verloren, und die alte Kathrine war nicht mehr da.

»Also,« sagte der Baron, »der alte Krug, der früher hier stand, war schon sehr alt?«

»Ja, er war schon sehr alt. Aber, Herr, warum fragen Sie denn nach dem alten Krüge?«

»Ich habe ihn gekannt, und für das, was man gekannt hat, interessirt man sich.«

»Sie waren früher schon hier?«

»Vor ungefähr neunzehn Jahren. Ich war damals ein kleiner Bube. Ich war mit meinem Vater hier. Wir wollten —«

Der kleine dicke Herr hörte plötzlich mit der erwartungsvollsten Aufmerksamkeit zu. Der Baron fuhr ruhig mit einem gewissen Selbstgefühl fort:

»Wir wollten über den Berg, um Mühlsteine zu kaufen. Mein Vater war nämlich Müller. Die grüne Mühle —«

Der kleine dicke Herr wäre beinahe von seiner Bank aufgefahren.

Der Baron sprach ruhig weiter.

»Die grüne Mühle in der Stadt gehörte ihm. Sie haben sie wohl gekannt?«

»Ich komme wenig in die Stadt,« meinte der alte Knecht.

»Nun, es ist gleichgültig. Aber mir fällt ein, daß damals, als ich vor neunzehn Jahren hier war, davon

gesprachen wurde, es sei einige Zeit vorher, ich glaube im Jahre vorher, ein Mensch hier verschwunden?«

Der Baron sah bei den letzten Worten den alten Knecht scharf an. Der alte Mann sah vollkommen ruhig vor sich hin. —

»So?« sagte er nur.

Der Baron fuhr unbeirrt fort:

»Sie wissen nichts davon?«

»Ich habe nichts davon gehört. Wo sollte der Mensch denn verschwunden sein?«

»Hier, in dem alten rothen Kruge.«

»Dann müßten wir hier doch zuerst davon gehört haben.«

»Und Sie haben nichts davon gehört?«

»Kein Sterbenswort.«

»Dann ist es ein dummes Gerede der Leute gewesen.«

»Die Leute reden viel.«

»Oder ich habe mich geirrt.«

»So kann es auch sein.«

»Aber auf etwas Anderes von damals besinne ich mich deutlicher. Ich sah hier im Hause ein hübsches Kind, mit krausen, schwarzen Locken und einem sehr feinen Gesichte. Was ist aus dem geworden?«

Der Knecht blieb auch bei dieser Frage ruhig.

»War es ein Knabe?« fragte er.

»Es war ein Knabe. Er konnte etwa fünf oder sechs Jahre alt sein.«

»Ja, ja, das ist richtig.«

»Und wo ist der Knabe geblieben?«

»Er ist noch im Hause.«

»Er ist also ein Kind des Hauses?«

»So eigentlich wohl nicht. Es ist der Ludwig, den Sie vorhin gesehen haben.«

»Der junge Kellner?«

»Der nämliche.«

»Und er ist kein Kind des Hauses, sagten Sie?«

»Nein.«

»Wie ist er denn in das Haus gekommen? Mich dünkt, ich hätte damals von einer eigenen Geschichte gehört.«

»Ja, es war eine eigene Geschichte.«

»Darf man sie erfahren?«

»O, warum nicht? Die ganze Gegend kennt sie ja.«

»So erzählen Sie sie mir.«

Der Knecht erzählte:

»Es sind jetzt gerade zwanzig Jahre — die Schlacht bei Leipzig war gewesen, und es zog Tag für Tag viel flüchtiges Volk durch das Gebirge. Sie wurden hart gedrängt von den Preußen und Russen, die dicht hinter ihnen waren, am meisten von den Kosacken. Sie verließen daher die großen Straßen und suchten, wo sie konnten, am liebsten das tiefe und menschenleere Gebirge auf; so kamen sie auch hierher, Tag für Tag, Tag und Nacht. Es waren Soldaten und Nichtsoldaten, Männer und Weiber, Kinder und alte Leute! Da hörte man

an einem Abende ein Winseln draußen vor dem rothen Krüge. Man ging hinaus, um zu sehen, was es sei. Es war ein dunkler, kalter, regnigter Abend. Man fand vor der Thür, nahe an der Landstraße, ein Kind, einen Knaben von ungefähr vier Jahren. Er war steif von der Kälte, durchnäßt vom Regen. Er war allein. Die Straße war leer. Man sah und hörte draußen keinen andern Menschen als das Kind. Es wurde in das Haus genommen. Niemand kannte es, war ein wildfremdes Kind. Man fragte es, wer es sei, woher es komme, mit wem es hierher gekommen sei. Es konnte auf keine Frage Antwort geben. Es verstand unsere Sprache nicht, und wir verstanden die seinige nicht. Es sprach französisch, aber Keiner im Hause kannte nur ein Wort davon. Wir dachten, es sei von Flüchtlingen in der Eile vergessen oder verloren; man werde es schon wieder abholen. Aber es wurde nicht wieder abgeholt. Wir warteten Tage, Wochen, Monate ab. Kein Mensch kümmerte sich um das Kind, Niemand fragte nach ihm. So war es im Hause geblieben, und so blieb es im Hause, als Waise, die von ihren Angehörigen ganz verlassen und vergessen sei.«

Der Baron hatte eine Frage an den alten Knecht.

»Hat das Kind auch späterhin nie gesagt, wer es sei, und wie und mit wem es hergekommen?«

»Niemals. Nach einiger Zeit kam Jemand in den rothen Krug, der französisch reden konnte. Er sprach mit dem Kinde. Aber es wußte nur noch, daß es mit seinem Papa

das Haus verlassen habe und mit vielen Leuten umhergezogen sei. Bald seien sie gefahren, bald habe sein Papa es getragen; bald auch einer von den anderen Leuten. Diese seien meist Soldaten gewesen, sein Papa aber nicht. Sie seien bei Tag und bei Nacht gereist. Einmal als es eingeschlafen gewesen und erwacht sei, habe es im Dunkeln gelegen, ganz allein. Es habe gerufen, nach seinem Papa, nach einem Georges, der es oft getragen — es habe keine Antwort erhalten. Es habe geweint, es sei kalt und naß und hungrig gewesen. Da habe es ein Licht gesehen. Es sei darauf zugekrochen. Man habe es in das Haus genommen.«

»Das war Alles, was das Kind wußte?« fragte der Baron.

»Das war Alles. Es wußte auch das nur noch in der ersten Zeit. Später wurden ihm die Gedanken über die Vergangenheit immer verwirrter, und zuletzt wußte es gar nichts mehr.«

»Ja, ja,« sagte der Baron. »Da es seine Muttersprache nicht mehr reden konnte, vergaß es mit ihr um so leichter das Andere.«

»Es mag wohl so sein,« meinte der Knecht.

Er sprach es treuherzig genug.

Auch der Baron hatte mit allen Zeichen des aufrichtigen Glaubens zugehört. So sprach er auch weiter.

»Hat das Kind nie einen Namen genannt?«

»Niemals. Es sprach nur von seinem Papa.«

»Nannte es auch seinen eigenen Namen nicht?«

»Es nannte sich Lolo. Danach nannten wir es Ludwig.«

»Befand sich in seiner Kleidung kein Name, kein Zeichen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Ist seine Kleidung aufbewahrt?«

»Ich weiß auch das nicht. Der Herr Sellner muß es wissen.«

»Noch Eins, alter Mann — Sie heißen Kasper?«

»Ich heiße Kasper.«

»Also noch Eins, alter Freund Kasper, damals stand der alte rothe Krug noch?«

»Ich sagte es Ihnen schon, daß er mehr dort nach links hinauf lag.«

»Und nicht weit von ihm war ein alter Stall?«

Der alte Knecht stutzte doch wieder bei der Frage.

Der Polizeirath wurde neugieriger.

»Ja,« antwortete der Knecht.

»Der Stall lag hinter dem Hause zurück; steht er noch und wird er noch gebraucht?«

»Er steht noch, wird aber nicht gebraucht, weil er ganz verfallen ist.«

»Hm, er ist wohl gerade seit jener Zeit verfallen, als das fremde Kind, der Ludwig, hier ins Haus kam?«

»Ich weiß das nicht so genau.«

»So weiß ich es. Der Knabe, von dem wir sprachen, der jetzt noch als der Kellner Ludwig im Hause ist, war

nicht allein hier angekommen. Es war Jemand bei ihm.«

Der Baron sprach die Worte mit erhöhter Stimme, er sah den Knecht durchdringend an.

Der alte Mann zuckte leicht auf. Es konnte in der plötzlichen Erhebung der Stimme des Barons seinen Grund haben. Er blieb im Uebrigen ganz ruhig, und so antwortete er:

»Ich habe niemals davon gehört.«

»Sein eigener Vater war bei ihm,« fuhr der Baron mit Nachdruck fort.

»So?« fragte ruhig der Knecht.

»Und auch der Vater blieb hier, ist hier geblieben, wie sein Kind. Doch nein, nicht wie sein Kind. Denn der Knabe ist am Leben geblieben.«

»Ja, ja, er lebt noch.«

»Und der Knabe ist aus dem alten Krüge mit in den neuen rothen Krug herübergezogen. Der Vater aber liegt da hinten bei dem alten Krüge, als todter Mann unter der Erde. Ist es nicht so, alter Kasper?«

»Ich weiß nichts davon.«

»Und ich weiß auch, wo er liegt — in dem alten Stalle. — He, alter Mann, warum könnt Ihr mich nicht ansehen?«

»Ich sehe Sie ja an, Herr.«

»Ja, aber wie ein armer Sünder.«

Der Baron war aufgestanden.

»Steht auf,« sagte er dann zu dem alten Knecht.

Der alte Mann erhob sich ebenfalls.

»Besorgt mir jetzt eine Flasche Wein.«

Der Knecht wollte die Stube verlassen. Es schien ihm doch auf einmal sehr leicht um das Herz zu werden, daß er es konnte.

»Noch ein Wort!« rief ihn der Baron zurück.

»Was wünschen der Herr?«

»Was ich wünsche? Ihr seid mein Gefangener.«

»Aber, Herr!« stammelte der alte Mann.

»Kein Wort!«

Der Baron befahl es ruhig, vornehm.

Dann sah er sich nach seinem kleinen dicken Begleiter um.

Der Polizeirath war bei den Worten: »Ihr seid mein Gefangener!« plötzlich aufgefahren; dann hatte er, wie mißbilligend, das knurrige Gesicht geschüttelt. Dann schien er auf einmal zufrieden zu sein. Der Baron sah ihn triumphirend an und wandte sich darauf wieder zu seinem neuen Gefangenen.

»Kein Wort!« wiederholte er. »Und nicht von der Stelle, bis Ihr Befehl dazu bekommt.«

Die Warnung war kaum nothwendig. Der alte Mann stand wie erstarrt. Der Baron ging an ein Fenster, öffnete es und rief leise in die Dunkelheit hinaus:

»Weber!«

Eine Sekunde darauf erschien draußen an dem geöffneten Fenster ein Schnurrbart unter einem Tschako.

Die Gensdarmen trugen damals Tschakos, und ein Gensdarm stand draußen am Fenster.

»Was befehlen der Herr Baron?«

»Ist der Hof frei?«

»Zu Befehl.«

»Auch die Hausthür?«

»Es ist überall reine Luft.«

»Kommen Sie herein. Aber Niemand darf Sie sehen.«

»Zu Befehl!«

Schnurrbart und Tschako verschwanden. Der Baron verschloß das Fenster wieder. Ein stämmiger Gensdarm trat in die Stube.

»Der Mann ist Ihr Gefangener! Führen Sie ihn ab!« befahl der Baron dem Gensdarm.

»Zu Befehl, Herr Baron.«

»Aber, Herr Baron,« jammerte der alte Knecht, »was habe ich denn gethan? Wohin wollen Sie mit mir?«

Der Baron kümmerte sich nicht weiter um den Mann, der nach seinem Befehle der Gefangene des Gensdarmen war.

»Fort! Vorwärts!« kommandierte der Gensdarm.

»Und — still geschwiegen.« Ein Griff an den Kragen des Gefangenen gab dem Kommando Nachdruck. Der Gefangene und der Gensdarm verließen die Stube. Der Baron wandte sich an den kleinen dicken Herrn.

»Sie schienen in dem ersten Augenblicke mit der Arretirung nicht einverstanden zu sein, Herr Polizeirath?«

»Ich bin es auch jetzt wieder nicht, Herr Baron.«

»Und warum nicht?«

»Darf ich um Ihre Gründe für die Maaßregel bitten?«

»Der Mord hat im alten Stall stattgefunden.«

»So behauptet auch der Franzose.«

»In dem nämlichen Stalle ist der Ermordete verscharrt.«

»Es ist dies die Vermuthung, von der wir für unsere Operationen ausgingen.«

»Und jetzt erst recht ausgehen müssen; denn sie hat durch mein Verhör mit dem alten Mann sich vollkommen bestätigt. Seine Verlegenheit, wenn ich des Stalles nur erwähnte, verrieth evident, daß dort der Beweis des Verbrechens zu finden ist. Darauf ist mein Plan gebaut. Jedoch darf Niemand erfahren, daß der alte Knecht arretirt ist. Man wird ihn vermessen. Er ist verschwunden; wohin, das bleibt ein Räthsel. Auch darauf lege ich Gewicht.«

»Wie Sie befehlen, Herr Baron.«

Der Baron wollte sich entfernen. Auch der Polizeirath hatte einen Augenblick nachgesonnen.

»Herr Baron!«

»Was wünschen Sie?«

»Unsere hübsche Reisegefährtin auf dem Wasser ist die Tochter des Herrn Sellner.«

Der Baron wurde roth.

»Es ist sehr unangenehm,« sagte er.

»Pah, Sie müssen die Sache nicht so tragisch nehmen, Herr Baron.«

Der kleine dicke Polizeirath lachte. Der Baron antwortete nichts; aber er sah in seiner Gemessenheit sehr finster aus. So verließ er die Fuhrmannsstube, in der er Mancherlei gesehen, erfahren und erlebt hatte. Der Polizeirath folgte ihm. Im Flur trennten sie sich. Der Baron begab sich durch die Hausthür auf den Hof vor dem Hause. Der Polizeirath ging zu der Thür des Fremdenzimmers, horchte ein paar Augenblicke daran, öffnete sie dann und trat in das Zimmer.

5.

Als der Polizeirath in das Fremdenzimmer trat, war es völlig still darin, und, wie er Niemanden darin erwartet haben mochte, so gewahrte er auch im ersten Augenblick keinen Menschen darin.

Nachdem er aber kaum zwei Schritte gemacht hatte, sah er hinten in der Ecke des Zimmers, unmittelbar an der hellen Glasthür, die in das nebenan gelegene freundliche Familienstübchen führte, sich etwas bewegen, und gleich darauf flog dort eine Frauengestalt auf. Sie wollte an dem kleinen dicken Herrn vorüber, aus dem Zimmer hinaus. Er war nicht der Mann, sie ohne Weiteres hinauszulassen.

»Ah, Sie, Fräulein Caroline?«

Das arme Kind stand verlegen vor ihm.

»Ja, ich bin es. Aber sprechen Sie um des Himmelswillen leise.«

»Und warum denn das? Dürfen wir Beiden nicht zusammen sprechen?«

»Man könnte uns dort hören.«

Sie zeigte nach der Glasthür.

»Das heißt, man könnte Sie dort hören.«

»Ja denn.«

»Nun, wir wollen leise genug weiter sprechen. Sie

hatten wohl an der Thür da gelauscht?«

Sie schwieg.

»Nun ja,« antwortete sie dann ein wenig trotzig.

»Es interessirte Sie also, was dort geschah?«

»Gewiß,« erwiderte das Kind in ihrer Unbefangenheit und Unschuld.

»Und — darf ich es ebenfalls erfahren?«

»Warum nicht? Es wird ein Ehekontrakt gemacht.«

»Ah, und da möchten Sie wohl lieber dort sein?«

»Ich?« rief das Mädchen mit Abscheu.

»Nun, warum nicht? Wenn zum Beispiel ein tapferer Lieutenant oder ein vornehmer Baron dort an Ihrer Seite stände —«

Sie wurde roth.

»Nein, nein!« wehrte sie ab.

»Oder ein hübscher junger Mensch mit schwarzen krausen Locken!«

Sie erblaßte.

»Nein, nein,« rief sie doch wieder.

»Aber welche Personen sollen denn dort mit einander verlobt werden?«

»Mein Bruder und die Mamsell Steinauer.«

»Ah, dieselbe Mamsell Steinauer, die wir mit Vater und Mutter unterwegs trafen?«

»Dieselbe.«

»Hm, Fräulein Caroline, wären Sie so freundlich, mir ein paar Fragen zu beantworten?«

»Wenn ich es kann, recht gern.«

»Ich habe Sie vorhin als ein prächtiges Mädchen kennen gelernt. Sie nahmen sich eines armen Geschöpfes mit warmem Herzen und mit bravem Muthe an. War es ein braves Mädchen, dessen Sie sich annahmen?«

»Gewiß, gewiß. Sie hat vier Jahre hier im Hause gedient. Sie kam als halbes Kind her. Sie war immer treu und gut.«

»Und sie wurde hier verführt?«

»Nein, nein, es ist ein Unglück gewesen, ein großes Unglück.«

»Hm, und wer ist der Zweite, dem das Unglück passirte?«

»Mein Bruder.«

»Der dort mit der Mamsell Steinauer verlobt werden soll?«

»Er soll die Tochter des reichen Steinauer heirathen.«

»Wer will es?«

»Mein Vater.«

»Und Ihre Mutter —? Sie haben doch noch eine Mutter?«

»Ja,« sagte das Mädchen traurig.

»Warum sagen Sie das so traurig?«

Dem Kinde standen die Thränen in den Augen.

»Meine Mutter ist nicht glücklich —.«

In den Augen des Polizeiraths leuchtete auf einmal etwas auf.

»Was macht sie unglücklich?« fragte er.

Das Kind mochte einsehen, daß sie dem Fremden gegenüber wohl schon zuviel gesagt habe.

»Ich weiß es nicht,« antwortete sie.

In dem Gesichte des Polizeiraths zeigte sich ein Zug von Gutmüthigkeit. Er kam auf seine frühere Frage zurück.

»Ihr Vater will jene Heirath?«

»Ja.«

»Gegen den Willen Ihres Bruders?«

»O, gewiß.«

»Und auf welcher Seite ist Ihre Mutter?«

»Sie möchte wohl gern meinem Bruder beistehen.«

»Und was Sie, mein liebes Fräulein Caroline möchten, danach brauche ich wohl gar nicht erst zu fragen?«

»Ich will nur das Glück meines armen Bruders.«

»Und Sie nähmen die Dienstmagd gern als Ihre Schwägerin auf?«

»Von Herzen gern. Ich hatte sie immer lieb.«

»Potz Wetter, mein liebes Fräulein, warum läßt Ihr Bruder sich denn da mit der alten, häßlichen, eingebildeten Person verloben?«

»Ach, mein armer Bruder Fritz hat das beste Herz von der Welt, aber es fehlt ihm der Muth.«

»Hm,« hatte der Polizeirath noch eine Frage, »und wer ist der reiche Herr Steinauer?«

Das Gesicht des Mädchens glühte in Zorn auf.

»O, das ist der abscheulichste, der häßlichste, der hartherzigste Mensch, den man sich denken kann!«

»Hm, hm, das ist viel. Und was ist er außerdem? Seines Zeichens?«

»Er ist Holzhändler, auf der anderen Seite des Stromes, und steht mit meinem Vater schon seit vielen Jahren in Verbindung. —«

Die Unterredung der Beiden wurde unterbrochen.

Der Baron von Stromberg trat in das Zimmer. Er war in tiefen Gedanken.

Als er das Mädchen sah, wurde er verlegen.

»Ich fühle es, wir sehen uns wieder!« hatte er zärtlich gerufen, da er am Nachmittage Abschied von ihr nehmen mußte, und er hatte keinen Abschied auf immer von ihr nehmen wollen. Er stand jetzt wieder vor ihr.

»Ah, Fräulein —« stotterte der vornehme und verlegene Baron. Das hübsche Kind sah ihn desto unbefangener an.

»Wir sehen uns ja schon recht bald wieder, Herr Baron. Ich hatte gar nicht geahnt, daß Sie zum rothen Krüge wollten.«

»Ja, ja,« erholte sich der Baron, »wir hatten nicht davon gesprochen. Es war Zufall.«

»Werden Sie lange hier bleiben?«

»Bis morgen.«

Sie mochte doch seine Verlegenheit gewahren.

»Wünschen Sie etwas?« fragte sie ihn.

»Ich danke sehr.«

Der Baron ging, als sie fort war, mit großen Schritten in dem Zimmer umher. In seinem Innern schien nicht Alles so zu sein, wie er es wohl hätte wünschen mögen. Der Polizeirath sah ihm mit seinem knurrigen Gesichte nach.

»Herr Baron!«

»Was ist Ihnen gefällig?«

»Ich hatte eine Unterredung mit der jungen Dame.«

»So?«

Der Ton, in welchem der Baron das Wörtchen sprach, sollte ein gleichgültiger sein, und war es eben darum nicht.

»Sie ist ein braves, unschuldiges Herz,« fuhr der Polizeirath fort.

»Ich glaube es.«

»Ich freue mich, daß Sie das ebenfalls anerkennen. Wahrlich, wir haben hier eine schwere Pflicht zu erfüllen, und das arme Kind thut mir sowohl wegen seines Vaters als auch noch aus einem anderen Grunde leid.«

»Und aus welchem?«

»Ich fürchte, sie hat eine Liebe in ihrem jungen Herzen.«

Der Baron wurde feuerroth.

»So?« sagte er.

Der Polizeirath sprach nicht weiter. Der Baron ging

wieder in dem Zimmer auf und ab. Der Erstere folgte ihm nicht mehr mit seinen Blicken. Er schien einen Zweck, den er erreichen wollte, erreicht, oder wenigstens zu seiner Zufriedenheit vorbereitet zu haben. Er wandte einem andern Gegenstande wieder seine Aufmerksamkeit zu.

Er kehrte zu der Glasthür hinten in dem Zimmer zurück und nahm seinen früheren Beobachtungsplatz wieder ein; er suchte die kleine Oeffnung an dem Vorhange auf. Sie war noch da. Mamsell Caroline hatte ja wohl vorhin ebenfalls hindurch gesehen. Auch er sah wieder hindurch, in das freundliche Familienstübchen, und wie er wieder sehen konnte, was sich darin begab, so konnte er auch hören, was darin gesprochen wurde, trotz den unruhigen Schritten des Barons von Stromberg.

In dem freundlichen Stübchen saßen um einen Tisch drei Paare beisammen. Der Tisch hätte brechen können von der Last der Kuchen, des Obstes, der Chokolade, des Weines, der kalten Küche, der silbernen, porzellanenen und crystallinen Schüsseln und Kannen, Caraffen und Flaschen, Tassen und Gläsern, die alle auf der schneeweißen Damastdecke umherstanden.

Alles zeigte den Reichthum des Hauses und sollte ihn zeigen.

Die drei Paare waren zuerst der Hausherr, der starkknochige, breitschultrige Herr Sellner mit seinem harten Gesichte und seinem herrischen, rohen,

gewaltthätigen Wesen, und sein Gast, der kleine, dürre, bescheidene und kluge Herr Steinauer. Den Beiden gegenüber saßen die Frauen derselben, die corpulente Frau Steinauer mit ihrem rothen vollen Gesicht und der Selbstzufriedenheit und Weltverachtung darin, und die blasse Hausfrau mit dem Drucke, der ihr schwer auf dem Herzen lag und dem Schmerze, der ihr tief genug darin sitzen mochte.

Die Ehe gefällt sich oft in sonderbaren Contrasten.

Das dritte Paar — es waren die Kinder jener beiden Paare, der junge Friedrich Sellner, der, wie seine Mutter, blaß und traurig und gedrückt und muthlos genug aussah, und die Mamsell Charlotte Steinauer, mager und gelb, bevor sie nur jemals rund und frisch gewesen war, im Uebrigen aber, an Zufriedenheit mit sich und an Verachtung Anderer, ihrer Mutter gleichend.

Die Beiden sollten ein Brautpaar werden.

Fritz, ich thäte es nicht! hatte die hübsche Caroline Sellner zu ihrem Bruder gesagt. Der Polizeirath murmelte es vor sich hin.

Das junge Paar — ganz jung waren sie wohl nicht mehr, der junge Mann zählte seine fünf- bis sechszwanzig Jahre, und die Dame an seiner Seite mußte mindestens ein oder zwei Jahre älter sein. Sie saßen still und stumm beisammen. Fritz Sellner sah und hörte nicht auf; er war mit Augen und Gedanken wohl ganz anderswo; und doch, konnte er ganz mit ihnen

anderswo sein? Die Mamsell Steinauer schien aufgeräumt zu sein, sie hatte Augen und Ohren für Alles um sie her, und ihre schmalen, blauen Lippen hatten für Alles ein höhnisches und verächtliches Lächeln. Die beiden anderen Paare sprachen jedes mit einander.

»Wollen Sie nicht zulangen, Frau Gevatterin?« nöthigte die Frau des Hauses.

»Ich danke, Frau Gevatterin,« sagte die Frau Steinauer.

»Schmeckt's Ihnen denn nicht?«

»O, im Gegentheil. Es ist ja Alles so schön und kostbar bei Ihnen. Setzen Sie Ihr Silbergeschirr alle Tage auf?«

»Mein Mann wollte es heute so.«

»Ah so!«

Der Herr Sellner warf seiner Frau einen zornigen Blick zu. Das blasse Gesicht der Frau wurde dunkelroth. Der Herr Sellner fuhr ruhig in dem Gespräche fort, das er mit dem Herrn Steinauer führte. Eigentlich war es ein Handel.

»Nun, Gevatter, über die Ausstattung des Mädchens wären wir also einig.«

»Bis auf das Geld, Gevatter.«

»Richtig, bis auf das Geld. Ich gebe meiner Tochter sechstausend Thaler mit.«

»Was, Gevatter Steinauer? Wieviel?«

»Wäre es Ihnen nicht genug?«

»Hm, Gevatter, um meinetwillen schon. Aber sollen die Leute sagen, der reiche Steinauer habe seine Tochter

wie eine Bettlerin aus dem Hause gehen lassen?«

»Reich, Gevatter Sellner?«

»Wie gesagt, Gevatter Steinauer, um meinetwillen ist es ja nicht.«

»Aber, Gevatter Sellner, Sie rechnen falsch, wenn Sie mich für reich halten.«

»Nun, dann bin ich es, Gevatter, und Ihre Tochter kann meinethalben ohne einen halben Thaler in mein Haus kommen.«

»Andreas,« rief die Frau Steinauer ihrem Manne zu, »gieb tausend Thaler mehr!«

»Tausend Thaler mehr?« lachte der Herr Sellner laut auf. »Das wären siebentausend. Sieben ist eine böse Zahl, besonders in der Ehe.«

Er lachte lauter und sah nach der Frau Steinauer und nach der Braut, seiner künftigen Schwiegertochter, hin. Die Braut biß die schmalen blauen Lippen zusammen. Die Frau Steinauer wurde dunkelroth.

»Gieb Achttausend!« rief sie wüthend.

»Zehntausend oder nichts!« sagte der Herr Sellner.

Der kleine dicke Polizeirath hatte an dem Fenster in sich hinein lachen müssen. Der Baron auf seiner Promenade bemerkte es und trat zu dem Polizeirath.

»Worüber lachen Sie?« fragte er.

»Ueber den possirlichsten Handel von der Welt. Man kann ihn nebenbei auch sehr traurig finden.«

»Und dennoch lachen Sie darüber?«

»Werden Sie ebenfalls Zeuge, Herr Baron!«

»Zeuge? Wie das?«

»Haben Sie die Güte, durch diese kleine Oeffnung zu schauen!«

»Wie, ich sollte den Lauscher machen?«

»Pah, es gehört zum Geschäft.«

»Zu dem meinigen nicht!«

»Hm, wie Sie wollen, Herr Baron!«

Indem der Polizeirath das sagte, nahm er seinerseits ruhig seinen Lauscherposten wieder ein. Der Baron aber war doch neugierig geworden. Er begann seine Promenade durch das Zimmer wieder, aber er hielt sich in der Nähe der Glasthür und trat leiser auf, um vielleicht etwas hören zu können, und bald sollte er ganz den Lauscher machen.

Der Herr Steinauer hatte in das kurze Zwischengespräch seiner Frau und des Herrn Sellner sich nicht hineingemischt. Er war durchaus ruhig dabei geblieben. Als die Beiden schwiegen, sagte er:

»Gevatter Sellner, ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen.«

»Lassen Sie hören, Gevatter Steinauer.«

»Sie haben zwei Kinder!«

»Ja, den Friedrich und die Caroline!«

»Und ich habe außer dem Mädchen da auch noch einen Sohn, und mein Gottfried wird künftig nach mir Herr, wie der Friedrich nach Ihnen. Was meinen Sie, wenn wir

einen doppelten Handel machten? Ihre Caroline hat mir gefallen, sie hat etwas Resolutes, und einer resoluten Frau bedarf mein Gottfried. Sie ist zwar in der Residenz etwas vornehm geworden und unterwegs konnte sie so verzweifelt schön thun mit einem Herrn; aber das wird sich schon geben, wenn sie einmal meine Schwiegertochter ist. Was meinen Sie zu der Sache, Gevatter?«

Der Herr Sellner hatte zu den mancherlei Eröffnungen, die ihm da auf einmal gemacht wurden, nur eine Meinung.

»Was hat das mit der Aussteuer Ihrer Tochter zu thun, Gevatter?«

»Ei, Gevatter, wir geben dann ein Jeder unserer Tochter Zehntausend Thaler mit.«

»Hm, Gevatter, das ließe sich hören.«

»Also, Gevatter Sellner, der Gottfried und die Caroline!«

Der kleine dürre Mann rief die Worte laut. Die Annahme seines Vorschlags mußte ihn sehr vergnügt gemacht haben. Der Baron Stromberg hörte die lauten Worte. Sie durchzuckten ihn. Er trat näher zu der Glashür. Der Polizeirath machte ihm Platz, unwillkürlich oder geflissentlich. Der Baron nahm des Polizeiraths Platz ein. Er brachte sein Auge an die Oeffnung des Vorhanges und legte sein Ohr an die Glasscheibe. Er machte den vollkommenen Lauscher, den gespannteren,

als vorher der Polizeirath.

In dem freundlichen Familienstübchen sprachen sie weiter. Daß sie behorcht werden könnten, daran dachten sie wohl nicht. Und wenn auch, sie waren ja in einem ehrlichen Handel begriffen, der bald genug offenkundig werden mußte, und daher auch schon in seinem Entstehen das Tageslicht ertragen konnte.

Die Frau des Hausherrn nahm jetzt das Wort. Sie hatte noch nichts zu dem Handel gesagt. Die blasse, leidende, gedrückte Frau hatte auch wohl ihrem herrischen, rohen Manne gegenüber keine Stimme dabei. Aber es war etwas Neues hinzugekommen, und das schien ihr das Mutterherz auf das Tiefste anzugreifen. Sie mußte sprechen. Sie mußte es wagen. Sie wagte es schüchtern.

»Aber, Sellner —«

»Was hast Du?« fuhr er sie an.

»Sollen wir nicht vorher unser Kind fragen?«

Der Mann wurde wieder dunkelroth vor Zorn.

»Was?« rief er. »Was sagst Du da? Wiederhole es!«

Es war ein Befehl. Die arme Frau gehorchte ihm.

»Ob wir nicht vorher unsere Caroline fragen sollen?«

Da fuhr der Mann auf. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß Gläser und Tassen, Flaschen und Schüsseln klirrten und klapperten.

»Gott stehe mir bei, Frau! Du willst die Ordnung im Hause umkehren? Ich soll die Dirne fragen? Habe ich den Burschen da gefragt? Ich bin der Herr in meinem Hause

und in meiner Familie. Ich, und nicht meine Kinder!«

Die Frau wagte kein Wort mehr. Die Furcht vor dem harten Manne schien ihr gar die Thränen zurückzudrängen, die ihr nahe genug sein mochten.

»Wir wären also einig, Gevatter!« sagte freundlich der kleine dürre Herr Steinauer.

»Trotz den Weibern, Gevatter!«

»So schlagen wir ein! Ein Wort, ein Mann!«

Der Herr Steinauer erhob die Hand zum Einschlagen.

Der Herr Sellner that desgleichen.

»Ein Wort, ein —«

Er wurde unterbrochen. Er konnte den Satz nicht vollenden und kam nicht zum Einschlagen. Der Baron Stromberg schlug plötzlich heftig und stark an die Glastür.

»Heda!« rief er.

In demselben Augenblicke trat er zurück.

»Rufen Sie den Sellner herein!« rief er dem Polizeirath zu.

»Den Sellner? Wozu? Warum?«

»Rufen Sie nur! Schnell! Sofort!«

Er selbst flog an ein Fenster, das auf den Hof führte, und riß es auf.

Der Polizeirath rief mit seiner lautesten Stimme in das Stübchen hinein:

»Herr Sellner, Herr Sellner, kommen Sie einmal geschwinde hierher!«

»Donnerwetter!« war der Herr Sellner schon bei dem Stoß an die Glasscheibe aufgefahren und er hatte hingehorcht, was weiter kommen werde.

»Welcher Narr schreit denn da, als wenn das Haus brenne?« rief er, als dann so eilig sein Name gerufen wurde. Er folgte indeß dem Rufe, öffnete die Glasthür, trat in das Zimmer und stand vor dem kleinen dicken Polizeirath.

»Was wollen Sie, Herr?« fragte er.

»Ja, was will ich?« mußte der Polizeirath wieder sich selbst fragen, und fragend sah er auf den Baron, der sich weit aus dem Fenster hinausgelegt hatte und allerlei Bewegungen in den dunklen Hof zu machen schien.

»Was ich will?« sagte er zu dem Herrn Sellner.

»Sein Sie so gütig, einmal hereinzukommen.«

Der Herr Sellner trat in das Zimmer.

»Und die Thür hinter sich zuzumachen,« sagte der Polizeirath weiter.

»Warum?«

»Ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.«

Der Polizeirath hatte ein sehr wichtiges Gesicht.

Der Herr Sellner verschloß die Glasthür.

»Nun, was wollen Sie?«

»Der Herr Baron da wird es Ihnen sagen.«

Der Baron war vom Fenster zurückgekehrt. Der Herr Sellner wandte sich an ihn.

»Was wünschen Sie?« fragte er mit unterdrücktem

Aerger aber doch höflich.

»Ich wünschte meinen Postillon zu sprechen, der hier geblieben ist. Ich kann den Mann nicht finden. Ließen Sie ihn wohl zu mir her rufen?«

Der Baron sprach es mit seiner gemessensten und vornehmensten Ruhe. In dem Herrn Sellner kochte es zornig auf. Aber gegen den vornehmen Herrn wandte sich sein Zorn nicht. Dem kleinen dicken Polizeirath jedoch rief er zu:

»Darum, Herr, hätten Sie auch nicht so zu schreien brauchen!«

Er ging dennoch aus dem Zimmer, zum Hausflur, nach der Fuhrmannsstube hin.

»Jetzt geben Sie Acht,« sagte der Baron zu dem Polizeirath.

»Aber was haben Sie vor, Herr Baron?«

»Still! Geben wir Acht.«

Sie horchten.

»Kasper!« hörten sie den Herrn Sellner rufen.

Er erhielt keine Antwort.

»Kasper! Kasper!« rief er noch einmal.

Niemand antwortete ihm. Er mußte schon wüthend geworden sein. Er rannte in die Hausthür.

»Kasper! Zum Donnerwetter, Kasper!« rief, schrie er in den Hof hinein. Auch dort erhielt er keine Antwort. Er stürzte in das Haus zurück.

»Kasper! Zu allen Teufeln, wo steckt der verdammte

Mensch?« schrie er, daß es durch das ganze Haus dröhnte. Die Leute des Hauses eilten von allen Seiten herbei. Aber Kasper war nicht unter ihnen.

»Wo ist Kasper?« fuhr er unter sie.

Niemand wußte es.

»Was soll er? Können wir es nicht besorgen?« fragte man.

»Nichts soll er! Nichts könnt Ihr besorgen. Er soll da sein. Ich will wissen, wo er ist.«

Die alte Kathrine kam herbei. Sie hatte ein ängstliches, geheimnißvolles Gesicht.

»Mit dem Kasper ist es nicht richtig, Herr.«

»Was ist es mit ihm?«

»Er ist fort. Ich suche ihn schon lange, im Hause, auf dem Hofe, in den Ställen. Er ist nirgends. Er ist auf einmal verschwunden. Er ist nicht zu sehen und nicht zu hören. Und so auf einmal ist er fort. Es ist sonderbar. Der alte Mann geht niemals aus dem Hause.«

Die alte Magd sah so ängstlich aus, sprach so ängstlich. Die Leute sahen sich besorgt an. Auch sie wußten nichts von dem alten Manne. Der Hausherr war nicht mehr zornig. Er war still geworden. »Wo ist der Postillon, der die fremde Herrschaft hergefahren hat?« fragte er.

»Im Stalle bei den Pferden.«

»Rufe ihn Einer zu seinem Herrn.«

»Und der Kasper?«

»Ich werde ihn selbst suchen. Ihr Anderen kehrt an Eure Arbeit zurück.«

Einer von den Leuten war zu dem Stalle gegangen, den Postillon zu rufen, die Andern gingen wieder zu ihrer Arbeit. Der Herr Sellner kehrte nicht zu seinen Gästen zurück. Das räthselhafte Verschwinden seines alten Knechts mußte ihm ein besonders wichtiges Ereigniß sein. Er stand ein paar Sekunden tief nachsinnend. Dann ging er in den dunklen Hof vor dem Hause.

»Jetzt beginnt unser Werk,« sagte der Baron zu dem Polizeirath.

»Und in welcher Weise, wenn ich es endlich erfahren darf?«

»Der Grund zu der heimlichen Verhaftung des alten Knechts wird Ihnen jetzt klar geworden sein.«

»Der Herr Sellner soll sich ängstigen?«

»Er ängstigt sich bereits und er wird es noch mehr. Die Angst aber verwirrt den Menschen und treibt den Verbrecher wider seinen Willen zu Entdeckungen und Geständnissen. So soll das Weitere sich vor Ihnen selbst entwickeln. Folgen Sie mir.«

Geheimnißvoll und triumphirend verließ der Baron das Zimmer. Der Polizeirath folgte ihm, verwundert und neugierig. Sie gingen auf den Hof vor dem Hause.

Auf dem Hofe herrschte tiefes Dunkel. Der Baron machte Halt, in das Dunkel hineinzuhorchen. Man vernahm keinen Laut.

»Haben Sie sich die Lokalität hier draußen angemerkt?« fragte der Baron seinen Begleiter.

»Vollkommen.«

»Haben Sie auch den alten Stall gefunden?«

»Ja.«

»Werden Sie mich hinführen können?«

»Gewiß.«

»So bitte ich darum. Indeß noch Eins. Die Gensdarmen sind doch in der Nähe?«

»Schmidt hat für Alles gesorgt.«

»So gehen wir; aber mit der größten Vorsicht. Wir müssen bei jedem Schritte auf unserer Hut sein.«

»Vor wem?«

»Zunächst vor dem Herrn Sellner.«

»Hm,« sagte der Polizeirath, »was den anbetrifft, so kommt er da gerade, wenn ich nicht irre.«

Der Baron horchte. »In der That! Es ist sein derber Schritt, der nur leise aufzutreten sucht, damit man ihn nicht höre.«

»Ja, so ist es.«

Der Polizeirath hatte das schon vorher gehört, während er sprach. Er stand doch als Polizeimann wohl über dem Baron. Aber auch der Baron hatte polizeiliche Eigenschaften.

»Ah, er hat seinen alten Knecht nicht gefunden. Er wird in größerer Angst sein, und — ah, ah — still, still! Da — das ist vortrefflich! Das trifft sich herrlich. Ziehen

wir uns ganz in den Winkel der Mauer zurück.«

Sie waren nach links an dem Krughause entlang gegangen. Sie befanden sich an einem Winkel, der durch einen Vorsprung der Mauer gebildet wurde. Sie stellten sich in den Winkel und standen dort in völliger Dunkelheit. Links von ihnen, zwischen dem Stall und der Remise, kam der derbe Schritt hervor, der leise aufzutreten suchte. Rechts von ihnen war ein anderer Schritt laut geworden. Er kam von der andern Seite der Landstraße, aus dem kleinen Gebüsch, das sich dort befand. Es war ein sehr eiliger Schritt. Jemand lief, was er laufen konnte auf das Haus zu.

»Ah, ah, vortrefflich, herrlich!« wiederholte der Baron. Auch ein Anderer mußte den Schritt erkannt haben.

»Kasper, Kasper!« rief die gedämpfte Stimme des Herrn Sellner. Er war zwischen den Nebengebäuden hervorgekommen. Und der Knecht Kasper war es, der auf das Haus zulief. Der alte Knecht hatte den Ruf seines Herrn gehört. Er hemmte seinen Schritt.

»Bist Du es, Kasper?« fragte der Herr Sellner.

»Ja, Herr!«

Sie eilten auf einander zu. Sie standen vor einander.

»Kasper, wo warst Du?«

»Sprechen Sie leise! Um Gotteswillen, Herr!«

»Aber wo warst Du? Was ist mit Dir geschehen?«

»Ich war arretirt!«

»Arretirt? von wem?«

»Von einem Gensdarmen —«

»Wo? Wo?«

»Im Hause. In der Fuhrmannsstube.«

»Redest Du irre, alter Mann?«

»Nein, nein. Der vornehme Herr, der mit der Extrapost ankam — Sie haben ihn gesehen?«

»Ich habe ihn gesehen.«

»Er war mit mir in der Fuhrmannsstube; auf einmal rief er einen Gensdarm herein und übergab mich dem als seinen Gefangenen. Der Gensdarm führte mich ab, ohne daß ich vorher einen Menschen sehen durfte, brachte mich draußen in den Wald, dann in das Feld, dann wieder in den Wald. Er mußte in der Dunkelheit seinen Weg verloren haben. Er wußte zuletzt nicht mehr, wohin. Wir waren wieder in die Nähe des Kruges gekommen. Er suchte und suchte nach dem Wege. Darüber ließ er mich aus den Augen, und wie er im besten Suchen war, entsprang ich ihm und lief hierher.«

Der Herr Sellner hatte den Knecht nicht unterbrochen. Was er hörte, mußte ihn sehr nachdenklich gemacht haben.

»Warum wurdest Du arretirt?« fragte er, und seine Stimme schien eine ganz andere geworden zu sein. —

»Herr — ja, Herr — ich muß es Ihnen sagen. Darum rannte ich zuerst hierher zurück. Ich wurde nach dem alten Stalle gefragt —«

»Mensch!« fuhr der Herr Sellner auf. Aber es war

diesmal kein Auffahren des Zorns; es war der plötzlichste, der jäheste, der entsetzlichste Schreck, der mit dem Worte aus seinem Innern hervorbrach.
»Mensch!«

»Und,« fuhr der alte Knecht fort, »nach dem, was vor zwanzig Jahren darin geschehen sei.«

Zu dem Schreck des Herrn Sellner mußte sich die Angst des Todes gesellt haben.

»Komm' ins Haus!« sagte er mit bebender, kaum verständlicher Stimme.

»Im Hause wird man mich suchen, Herr.«

»Komm!« Sie gingen Beide in das Haus.

»Nun?« fragte triumphirend der Baron Stromberg seinen Gefährten. »Erkennen Sie meinen Plan?«

»Ich ahne ihn.«

»Noch Eins muß ich Ihnen sagen. Das Benehmen des Gensdarmen Weber gegen seinen Gefangenen war ihm von mir vorgeschrieben. Er mußte ihn, auf ein verabredetes Zeichen von mir entfliehen lassen.«

»Ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Baron. Ihre Combination war eine richtige und glückliche.«

»Aber bis jetzt erst zur Hälfte,« sagte der Baron. »Die Hauptsache muß nachfolgen. In dem Stall ist der Ermordete verscharrt; die Gebeine liegen noch dort. Der Verbrecher wird durch sie überführt. Er muß dort nach den Mittheilungen des alten Knechts, eine Recherche, ein Nachgraben noch in der heutigen Nacht fürchten. Er muß

dem zuvorkommen. In einer Viertelstunde dürfen wir ihn mit dem Knechte zu dem Zwecke in dem Stall erwarten. Wir müssen sofort hin; wir müssen sie ihre Arbeit beginnen lassen und sie dann mitten in ihr überraschen und überfallen. Wir haben alsdann das ganze, volle Verbrechen. Darauf eben zielten meine Vorbereitungen hin. Die Gensdarmen sind in der Nähe des Stalles versteckt. Sie selbst haben, wie mir Schmidt rapportirte, die Gegend sich angesehen. Wir bedürfen nur noch des Franzosen, der an Ort und Stelle anwesend sein muß. Sie sind wohl so gütig, den Herrn Dubois aus seinem Zimmer zu holen. Ich warte hier auf Sie.«

Der Polizeirath war still geblieben.

»Sie scheinen nicht einverstanden zu sein?« fragte ihn der Baron.

»Hm, ich erlaube mir Eine Frage.«

»Und welche?«

»Alle unsere Vermuthungen richten sich auf den Stall. Dort nur ist die Grundlage zu einer weitem Untersuchung zu finden. Warum graben wir nicht sofort in ihm nach? Warum noch erst jenes Zuvorkommen des Verbrechers abwarten?«

Der Baron lächelte. Es war das Erstemal heute.

»Sie sind nur Polizeimann, der gern sofort zugreifen mag. Die Gründe für mein Verfahren liegen nahe. Zuerst, wissen wir bestimmt im Voraus, daß wir das Gesuchte in dem Stalle finden werden? Kann es nicht zum Beispiel

zur Zeit der That noch einen zweiten Stall gegeben haben?«

»Der Franzose hat nur von Einem gesprochen,« warf der Polizeirath ein.

»Wohl. Aber wenn wir durch unser einseitiges Nachgraben das Gesuchte finden, was kann, was wird dieser Herr Sellner uns einfach sagen? Meine Herren, mein Stall stand immer offen. Ist Jemand darin erschlagen, ist der Leichnam darin vergraben, warum soll unter allen den Menschen, die das gethan haben können, ich allein, grade ich der Thäter sein? Gräbt er dagegen selbst uns die Leiche heraus, was kann er dann entgegen?«

»Sie gehen jedenfalls sicherer,« zog sich der Polizeirath zurück.

»Das muß die Justiz. Darf ich jetzt bitten, den Franzosen zu holen?«

»Ich gehe,« sagte der Polizeirath.

Er kehrte in das Haus zurück.

Der Baron blieb hinter dem Vorsprunge der Mauer, seine Rückkehr zu erwarten.

6.

Der Polizeirath kehrte mit dem kleinen alten Franzosen aus dem Hause zurück.

Beide gingen zu dem Baron, der noch in seinem Verstecke stand. Unterwegs hatte der Polizeirath dem Gensdarmen Schmidt gepfiffen. Der lange zugeknöpfte Mann stieß zu ihnen.

»Schmidt, führen Sie uns.«

Alle Vier gingen an der linken Seite des Hauses entlang, zwischen den Nebengebäuden hindurch an der Mauer des Gartens hinauf. Der Gensdarm Schmidt führte sie.

»Sie kennen die Oertlichkeit wieder, mein Herr?« fragte im Gehen der Baron Stromberg den Franzosen.

»Nein, mein Herr. Durch den Neubau des Hauses hat sich hier Alles verändert.«

»Aber den Stall werden Sie wiedererkennen?«

»Wenn es noch der alte ist und wenn dort keine Veränderungen stattgefunden haben. Indeß, es sind zwanzig Jahre verflossen — es war in der Dunkelheit — wir waren auf der Flucht — ich bin seitdem nie wieder hier gewesen. —«

Der Baron fragte nicht mehr. Sie gingen still weiter.

Sie waren an der Mauer des Gartens vorüber, erreichten die Hecke, die ihn einschloß und gingen an ihr entlang bis an das obere Ende des Gartens. Der Gensdarm Schmidt machte Halt.

»Ich habe hier ein Loch in der Hecke machen lassen.«

Sie standen vor dem Loche.

»Der Stall ist in der Nähe?« fragte der Baron.

»Achtzig Schritt von hier.«

»Ist Alles sicher?«

»Die ganze Gegend ist besetzt.«

»Lassen Sie einen von den Leuten herbeikommen.«

Der Gensdarm Schmidt schmalzte mit der Zunge.

In dem Loche der Hecke erschien ein Gensdarm.

»Ist nichts passirt?« fragte ihn der Baron.

»Gar nichts.«

»Es hat sich Niemand blicken lassen?«

»Kein Mensch.«

»Der Stall ist besetzt?«

»Von allen Seiten.«

»Führen Sie uns hin.«

Der Gensdarm trat aus der Hecke in den Garten zurück, die Anderen traten durch die Hecke in den Garten. Der Gensdarm führte sie weiter, an der Hecke entlang, nach einem niedrigen, dunklen Gebäude hin, das in einiger Entfernung vor ihnen lag. Näher erkennen konnten sie es nicht.

Die Dunkelheit des Abends war tiefer geworden, der

Himmel hatte sich mehr und mehr mit Wolken bedeckt. Der Baron verlor auf einmal seine Gemessenheit. Dunkelheit, Stille, Erwartung eines nahen, wichtigen Ereignisses machen manche Menschen aufgeregt, gesprächig. Der Baron wurde aufgeregt und gesprächig und herablassend dabei.

»Da liegt unser Ziel vor uns, lieber Polizeirath. Wir werden ein schweres Verbrechen entdecken. Zwanzig Jahre hat es im Verborgenen gelegen, gleichsam in dem Schooße der Erde geschlummert. Dort, vor uns, in dem dunklen Stalle! Heute kommt es hervor, an das Tageslicht — ich meine das figürlich, lieber Polizeirath, denn es ist dunkle Nacht um uns her. Der Verbrecher selbst soll, muß es heraus fördern. Zwanzig Jahre lang hat er sich sicher geglaubt, sein Verbrechen todt, für immer begraben. Er lebte sorglos, er genoß in Freuden, im Uebermuth den Reichthum, den er geraubt, den er durch einen blutigen Mord geraubt hatte. Nicht einmal sein Gewissen hat an jenen rohen Mann herantreten können. Auf einmal bricht das Verhängniß über ihn ein. Die Nemesis! Das Recht! Die Gerechtigkeit! Und er selbst wird, muß sich in unsere Hände liefern. Geben Sie Acht, lieber Polizeirath, in wenigen Minuten werden die Beiden hier sein, mit Schaufel und Hacke; sie werden in dem Stalle graben — sie selbst, um uns die Mühe des Suchens und Findens zu ersparen. Sie werden finden — suchen brauchen sie nicht einmal. Wir haben nur zuzugreifen. Es ist etwas

Wunderbares um die unsichtbar, aber ewig waltende Gerechtigkeit.«

Der Polizeirath hatte still zugehört. Er hatte dann aber doch seine Bemerkungen.

»Hm, Herr Baron, und dennoch ist diese Gerechtigkeit oft ein eigen Ding, das mir nicht immer gefallen will.«

»Ah,« sagte der Baron, »Sie sind Polizeimann. Sie geht Ihnen nicht rasch genug; sie greift Ihnen nicht entschieden genug durch.«

»Ich meinte das Gegentheil, Herr Baron.«

»Wie so das Gegentheil?«

»Hm, wenn nun dieser rohe, gemeine Herr Sellner sich verräth, wer wird durch ihn mit ihm verrathen?«

»Seine Frau! Seine Genossin bei dem Verbrechen!«

»Die arme, kranke, unglückliche Frau!«

»Sie war seine Gehülfin!«

»Und hat seit jenem Augenblick keinen Schimmer der Freude, des Glücks mehr gehabt.«

»Sie ist Mörderin, wie er.«

»Und die arme Caroline, das Bild der Anmuth und der Unschuld? Was ist es mit ihr, wenn sie die Eltern, auch die arme Mutter das Schaffot muß besteigen sehen?«

»Hm,« sagte auch der Baron, und er setzte doch etwas langsam hinzu: »Aber das ist einmal nicht zu ändern. Der Lauf der Gerechtigkeit darf durch Rücksichten nicht aufgehalten werden. Und — sehen Sie uns am Ziele, Herr Polizeirath.«

Sie waren am Ziele. Der Baron wurde wieder vollständig amtlich ruhig und gemessen. Sie hatten das dunkle niedrige Gebäude, auf das sie zugegangen waren, erreicht. Sie standen in der That vor einem alten Stall. Die Augen des Barons leuchteten, trotz seiner Ruhe und Gemessenheit, durch das Dunkel.

Ein Gensdarm kam eilig herbei, leicht und leise, wie der Westwind, wenn ein Gensdarm und der Westwind mit einander zu vergleichen wären.

»Es nahen zwei Männer,« rapportirte er dem Baron.

»Wo?«

»Im Garten.«

»Woher kommen sie?«

»Vom Hause her. Sie gehen langsam, wie es schien, vorsichtig.«

»Und sie kommen hierher?«

»In gerader Richtung.«

»Tragen sie etwas?«

»Es kam mir so vor.«

»Ah, Schaufel und Hacke. Treten wir zurück; ganz an die Hecke heran. Niemand rührt sich ohne ein Zeichen von mir. Fort!«

»Parbleu!« rief auf einmal der Franzose, Herr Dubois.

»Parbleu, Monsieur le Baron!«

»Was giebt es, Herr Dubois?«

»Das ist nicht der rechte Stall, mein Herr.«

»Wie?«

»Ich versichere Sie. Dieser Stall ist nicht der rechte. Hier ist der Mord nicht verübt.«

»Wie wissen Sie das?«

»Jener war von Holz. Dieser ist von Stein.«

»Sie erinnern sich genau?«

»Vollkommen genau.«

»Aber es ist nur dieser eine Stall hier!«

»Ich sehe freilich keinen zweiten.«

»Und er ist alt!«

»Alt und verfallen. Er muß schon zu jener Zeit gestanden haben.«

»So hätten damals zwei Ställe hier gestanden?«

»Wohl möglich.«

»Sie hatten aber nur einen gesehen!«

»In der Dunkelheit, in der Verwirrung!«

»Was nun?« fragte der Baron.

»Nur fort!« drängte der Polizeirath.

Er hatte doch wohl mehr Besonnenheit, als der besonnene, vornehme Baron, dem er untergeordnet war.

Sie zogen sich hinter den Stall an die Hecke zurück und verbargen sich zwischen ein paar Haselnußstauden, die dort standen.

Es war hohe Zeit gewesen. Man hörte durch das Dunkel zwei Menschen näher kommen. Sie kamen von dem Hause her. Man konnte sie bald sehen, erkennen.

»Zwei Männer sind es,« sagte der Baron, den die Erwartung wieder aufzuregen schien. »Der Herr Sellner

und der alte Knecht. Sie gehen in gerader Richtung auf den Stall los. Sie tragen etwas in der Hand. Wenigstens der Herr. Sie stehen still; sie blicken umher; sie gehen um den Stall herum. An der Thür machen sie Halt. Jetzt werden sie hineingehen. Sie gehen wieder weiter. Was mögen sie noch wollen? Sie wenden sich hierher! Himmel— sie kommen gerades Weges auf uns zu. Und was der Herr, der Sellner, in der Hand trägt, es ist kein Spaten, keine Schaufel, es ist ein Stock. Was fangen wir an, lieber Polizeirath?«

»Arretiren!« sagte der Polizeirath kurz und entschieden.

Er schien keinen Augenblick seine Besonnenheit verloren zu haben.

»Ohne Weiteres?« fragte der Baron.

»Ohne Weiteres, wenn wir uns nicht gar lächerlich machen wollen.«

»Aber wenn wir keinen Beweis finden?«

»Bedenken nachher. Jetzt Muth!«

»Und dann?«

»Consequenz! Wir haben es mit einem eben so frechen, wie entschlossenen Menschen zu thun. Mit dem Stall hier ist es nichts. Da will er nun durch Trotz uns imponiren.«

»Glauben Sie?«

»Arretiren Sie ihn nur.«

Der Baron mußte keinen besseren Rath wissen. Der

Herr Sellner war, gefolgt von seinem Knechte bis auf fünf Schritte an die Haselstauden herangekommen. Er blieb stehen, der Knecht hinter ihm. Er trug ein mächtiges spanisches Rohr in der Hand. Er erhob es. Er wollte etwas sagen. Der Baron trat ihm rasch aus dem Gebüsch entgegen; an seiner Seite waren zwei Gensdarmen; ihm folgte der Polizeirath.

»Sie sind arretirt!« sagte der Baron zu dem Herrn Sellner.

Er hatte seine volle Ruhe wieder. Der Herr Sellner aber hatte die seinige nicht wieder verloren.

»Ha, Sie sind es, meine Herren! Man hatte mir gesagt, daß hier fremde Menschen in meinem Garten herumschleichen. Ich mußte wissen wer das sei. Es konnten auch Spitzbuben sein. Aber warum wollen Sie mich denn arretiren? Ich bin hier eben auf meinem Eigenthum, denke ich.«

»Sie werden es erfahren,« sagte der Baron. »Und jetzt gleich. Tragen Sie den Schlüssel zu diesem Stalle bei sich?«

»Ja.«

»Schließen Sie ihn auf. —«

Sie gingen zu der Thür des Stalles. Der Herr Sellner schloß sie auf, ruhig, ohne Zögern.

»Licht!« befahl der Baron einem der Gensdarmen.

Der Gensdarm zündete eine Laterne an, die er bei sich trug.

Sie hatten sich auf Alles vorbereitet.

Der Baron hatte unterdeß schnell ein paar leise Worte zu dem Polzeirath gesprochen.

»Ich gebe doch die Hoffnung auf diesen Stall nicht auf. Gerade wegen der Frechheit des Menschen. Und der Franzose kann sich geirrt haben.«

»Möglich ist Alles,« sagte der Polzeirath.

Der Gensdarm mit der Laterne, der Baron, der Herr Sellner und der Polzeirath traten in den Stall. Der Franzose, der alte Knecht Kasper und die anderen Gensdarmen blieben draußen.

Auch das Innere des Stalles zeigte, daß er seit langer Zeit nicht mehr gebraucht war. Die Raufen hingen zerbrochen herunter. Ein alter, zersprungener Trog lag umgekehrt am Boden. In einem Winkel lagen Reiser und vor Alter grau gewordenes Stroh. Spinnewebe auf allen Seiten umher.

Der Boden bestand aber aus fest und hart getretener Erde überall. Ob aber auch unter dem Stroh und den Reisern hinten im Winkel? Des Barons Augen suchten dort aufmerksam genug. Aber er hatte zunächst noch etwas Anderes zu thun. Er stellte sich vor den Herrn Sellner.

»Sie wollten wissen, warum ich Sie verhaftet habe?«

»Ich wünschte das in der That zu wissen,« erwiderte der Gefragte ruhig und wie ein Mann, dem ein Unrecht geschieht, der sich aber seines Rechts bewußt ist.

In den Stall war er mit der gleichgültigsten Miene von der Welt eingetreten.

»Können Sie in eine Zeit von zwanzig Jahren zurückdenken?« fragte ihn der Baron.

»Warum sollte ich nicht?«

»Es war damals das Jahr 1813.«

»Ja, wir schreiben jetzt 1833.«

»Es war auch gerade in diesem Monat, im October. Die Schlacht bei Leipzig war gewesen.«

»Die Schlacht bei Leipzig war am 18. October 1813.«

»Das geschlagene Französische Heer zerstreute sich flüchtig auf allen Wegen, die nach dem Rhein, die nach Frankreich führten. Der verfolgende Feind war überall hinter den Fliehenden. Die Zersprengten mußten Schlupfwinkel aufsuchen, um sich zu retten. Sie warfen sich, wo sie konnten, in das tiefere Gebirge, in Schluchten, enge Thäler. Auch durch diese Schlucht zogen Viele, Sie erinnern sich doch noch?«

»Ich erinnere mich noch recht gut.«

»Unter den Fliehenden war ein Mann Namens Bertheau. Erinnern Sie sich des Namens?«

»Nein!« sprach der Gefragte fest, aber seine Lippen zuckten doch so sonderbar dabei. Der Baron fuhr fort, als wenn er es nicht gesehen habe.

»Der Mann war französischer Armeebeamter, Verwalter einer Brigadekasse. Er hatte aus der Kasse gerettet, was er mit sich führen konnte. Es waren immer

drei-, wahrscheinlich viermalhunderttausend Franken in Gold. Hören Sie mir zu, Herr Sellner?«

»Gewiß. Ich begreife nur nicht, wozu Sie die Sachen mir erzählen.«

»Hören Sie weiter. Der Mann kam mit seinem Golde bis hier in diese Schlucht. Er hatte noch mehr bei sich als das Gold. Er war verheirathet gewesen. Seine Brigade hatte längere Zeit in Deutschland Quartiere gehabt. Seine Frau war ihm aus Frankreich nach Deutschland gefolgt mit einem Kinde. Die Frau war erkrankt, als in unmittelbarer Folge der Leipziger Schlacht die allgemeine Hetze und die allgemeine Flucht der Franzosen in Deutschland begann. Der Herr Bertheau mußte die kranke Frau mit dem Kinde auf seiner Flucht mitnehmen. Sie wollte nicht ohne ihn, er durfte nicht mit ihr zurückbleiben. Sie starb schon am zweiten Tage der Flucht. Er mußte ihr Begräbniß fremden Leuten überlassen. Er flüchtete mit seinem Kinde weiter. Es war ein Knabe von beinahe vier Jahren. Er wurde von den Verfolgern hart bedrängt. Er konnte dennoch sein Leben, seine Freiheit, sein Kind und seine ihm anvertraute Kasse retten. Bis hier.

Er hatte gegen Abend diese Schlucht erreicht. Fliehende waren vor ihm gewesen, kamen mit ihm, folgten ihm. Man wollte in der Nacht, unter dem Schutze der Nacht, jenseits der Berge den Strom passiren. Die Flüchtigen, die zuerst den Strom erreicht hatten, kamen

mit der Schreckensbotschaft zurück, er sei vom Feinde besetzt, und Kosacken seien auf ihren Pferden hindurchgeschwommen und auf dem Wege gerade in diese Schlucht, durch die der Hauptzug der Flüchtigen gehe. Was sich rühren konnte, floh auf diese Nachricht zurück oder zertheilte sich nach rechts und links in die tiefsten Schluchten der Berge. Der Herr Bertheau konnte nicht weiter, er war elend, übermüdet, halb verhungert; sein Kind war krank. Er hätte keine hundert Schritte weit kommen können. Er war auf einem Wagen angekommen. Der Bauer, der ihn gefahren hatte, wollte als er von den Kosacken hörte, für kein Geld weiter fahren, nicht vorwärts, nicht zurück: die Kosacken würden ihn erschlagen, wenn er einen Franzosen fahre.

Der Verfolgte mußte hier bleiben. Aber wo sollte er ein Unterkommen finden? Es war nur eine einzige menschliche Wohnung zu sehen: der alte, rothe Krug. Sollte er sich ihm anvertrauen? Sollte, konnte man ihn dort verbergen, wenn die Kosacken kamen und nach flüchtigen Franzosen suchten? Und in dem Krüge waren die Kosacken zu allererst zu erwarten; er lag offen und unmittelbar an der Landstraße. Aber krank und elend, wie er selbst und wie das Kind war, konnte er nicht im Freien bleiben. Es regnete: ein eisiger Wind peitschte den Regen. Er war durchnäßt. Das Kind weinte vor Kälte. Er mußte nur zunächst einen Schutz gegen das Unwetter suchen.

Er war mit seinem Kinde im Walde. Dort hatte jene Schreckensnachricht ihn und seine Fluchtgenossen erreicht. Dort hatten sie sich kurz berathen. Dort hatten die Anderen ihn verlassen. In der Noth denkt Jeder nur an sich. Er allein war zurückgeblieben, er ganz allein mit seinem Kinde.

Er hat die Schlucht nicht lebend wieder verlassen.

Was aus ihm geworden war?

Er war unter Mörderhände gefallen.«

»Warum können Sie mich nicht ansehen, Herr Sellner?«

Der Baron hatte vorhin dieselbe Frage an den alten Kasper gerichtet.

»Ich sehe Sie ja an,« hatte der alte Knecht erwidert, und er hatte den Baron wie ein armer Sünder angesehen.

»Muß ich Sie ansehen?« erwiderte der Herr Sellner ohne alle Verlegenheit, und er blickte ruhig seinem Inquirenten in die Augen.

Der Baron fuhr fort:

»Der Verfolgte war in Mörderhände gefallen. Ein Zeuge sah ihn unter den Händen der Mörder. Der Zeuge lebt: er ist hier. Er steht fünf Schritte von uns. Warum werden Sie so bleich, Herr Sellner? Warum zittern Sie?«

»Zittere ich?« fragte der Herr Sellner. Er zitterte heftig und war sehr blaß geworden. Die Laterne des Gensdarmen fiel mit ihrem vollen Scheine auf ihn.

»Zittere ich?« fragte er in einer Verwirrung, die sich

plötzlich zu der fürchterlichen Angst des vor seiner Ueberführung stehenden Verbrechers gesteigert hatte. Aber er war ein trotziger und ein kräftiger Mann. Er konnte seinen Muskeln und seinen Nerven gebieten. Nur bleich blieb er.

Aber war nicht auch sein Inquirent bleich vor innerer Aufregung geworden? Und der Baron fuhr fort:

»Hören Sie mir weiter zu, Herr Sellner! Der verfolgte Franzose war von einer Art Diener, einem untergebenen Gehülfen bei seiner Kasse, begleitet gewesen. Der Mann hatte bis in diese Schlucht bei ihm ausgehalten. Dort im Walde hatte auch er ihn verlassen. Aber ein anderes Gefühl hatte ihn zurückgeführt. Er hatte sein Schicksal doch ferner mit dem seines Herrn vereinigen wollen. Er suchte ihn im Walde auf, wo er ihn verlassen hatte. Er fand ihn nicht mehr da. Er vermuthete ihn im Kruge. Zwei Stunden waren seit seiner Trennung von ihm verflossen. In der Schlucht war es still geblieben. Kosacken hatten sich nicht sehen lassen. Er ging auf den Krug zu. Er ging vorsichtig. Er kam an eine Gartenhecke und ging an ihr entlang. Er kam in die Nähe eines kleinen, niedrigen Gebäudes. Er glaubte Licht darin zu sehen, durch den Sturm ein Geräusch darin zu hören und blieb stehen. Er hatte sich nicht getäuscht, Neugierde, eine dunkle Ahnung trieben ihn zu dem kleinen Gebäude. Er schlich dahin. Je näher er kam, desto deutlicher hörte er das Geräusch. Es war ein sonderbares, dumpfes

Schlagen oder Stoßen auf irgend einen Gegenstand; es wiederholte sich regelmäßig und rasch; es war immer dasselbe. Stöhnen und Aechzen eines Menschen begleiteten es. Dazwischen sprachen dann und wann leise Menschenstimmen mit einander.

Dem Manne wurde es unheimlich. Aber er mußte wissen, was das war, was er hörte. Er war drei Schritte weit von dem kleinen Gebäude stehen geblieben. In der Mauer war ein schmales, niedriges Fenster, durch welches das Licht kam, das er schon vorher gesehen hatte. Er nahete sich ihm, es war hoch, aber ein Holzblock war in der Nähe. Er stieg auf diesen und er konnte nun in das Innere des Gebäudes sehen. Was er sah, erfüllte ihn mit Grausen, mit Entsetzen.

Er blickte in einen Raum, der früher als Stall gedient haben mußte. Alte Krippen, Raufen, Tröge bezeugten es. Stroh und Heu lagen noch darin. Eine Laterne, die auf dem breiten Rande eines Troges stand, erleuchtete ihn nur mit schwachem Lichte, und die Scheiben des Fensters, an dem der Diener stand, waren trübe. Aber in dem schwachen, trüben Lichte stellte sich dem Mann ein Schauspiel dar, das ihm die Haare zu Berge trieb.

Zwei Menschen waren in dem Stalle beschäftigt, ein Mann und eine Frau. Ein großer, starker Mann, eine zarte, feine Frau. Beide waren noch jung. Sie waren bei einer entsetzlichen Beschäftigung. Der Mann hieb mit einer Hacke den aus fester Erde bestehenden Boden des Stalles

auf. Das waren die dumpfen Schläge und Stöße, die der Franzose gehört hatte, die er noch hörte. Die Frau brachte mit einer Schaufel die losgehauene Erde auf die Seite. Es war schon viel Erde aufgehackt, zur Seite aufgeschichtet. Ein langes, tiefes Loch war schon gebildet. Es sah aus wie ein Grab, das die Beiden gruben. Der Mann stöhnte und ächzte bei seiner Arbeit. Die Erde war hart, fest. Die Frau war still.

Mann und Frau waren blaß. Dem Mann rann der Schweiß über die bleiche Stirn. Der Frau hing das aufgelöste Haar in das schneeweiße Gesicht. Aber blasser und weißer, als die Beiden, war ein anderes Gesicht. Hinter dem Manne und der Frau lag, an der Erde ausgestreckt, eine Mannsgestalt in der Uniform der Französischen Armeebeamten. Der Franzose erkannte seinen Herrn, den er vor zwei Stunden in dem nahen Walde verlassen hatte.

Die Gestalt lag ohne Bewegung da. Das Gesicht war entstellt, schneeweiß, auf der schneeweißen Haut sah man Blutflecken. Die Augen waren offen, aus dem Kopfe weit hervorgetreten, verglasert. Die Hände waren blutig. Die Uniform war aufgerissen und beschädigt: ob in einem Kampfe von den Händen der Mörder, oder nach dem Kampfe von den Räubern und Plünderern, wer konnte es wissen?

Der Mann, der da lag, war todt. Ihm wurde das Grab gegraben. Seine Mörder gruben es ihm. Ihm allein?

Der Diener sah noch mehr. Neben dem Todten lag im aufgeschichteten Heu ein Kind, das Kind des Ermordeten. Es lag unbeweglich da, und auch sein Gesicht war schneeweiß, aber seine Augen waren geschlossen, es schlief; es schlief sanft und fest.

Den Diener, der das Alles sah, hatte Entsetzen ergriffen. Zu dem Entsetzen gesellte sich die Todesfurcht. Er war allein, ohne Waffen bewaffneten Mördern gegenüber. Wenn er Menschen herbeirief, rief er nicht neue Mörder gegen sich? Der rothe Krug war die einzige Menschenwohnung in der Schlucht. Er verließ still, leise seinen Posten an dem Fenster. Aber er mußte noch in der Nähe bleiben. Er mußte wissen, was aus dem Kinde wurde. Er verkroch sich in einem Gebüsch. Das Schlagen der Hacke hörte nach einer Weile auf. Es wurde still in dem Stall. Das Grab mußte fertig sein.

Nach einer halben Stunde öffnete sich eine Thür des Stalles. Sie wurde wieder verschlossen. Der Schritt zweier Menschen entfernte sich nach dem Krughause hin. Die Mörder hatten ihr Werk vollbracht. Das Kind lebte. Der Diener hörte es weinen bei den beiden Menschen, die zum Kruge gingen. Einer von ihnen mußte es tragen. Der Diener wartete noch. Er hörte den Schritt der beiden Menschen am Kruge, er hörte wie eine Thür des Krughauses geöffnet und wieder zugemacht wurde. Dann hörte er nichts mehr. Er verließ seinen Versteck und die Schlucht und flüchtete weiter durch das Gebirge. Er

wollte den ersten Menschen, die er treffen werde, Anzeige von dem Verbrechen machen.

Er war kaum jenseits der Berge angelangt, als er einem umherschweifenden Haufen Kosacken in die Hände fiel. Sie nahmen ihn gefangen, verwundeten, verhöhnten, mißhandelten ihn, schleppten ihn mit sich fort. Er entkam ihnen. Er wurde von Neuem gefangen. Er wurde weiter geschleppt. Er entkam nochmals, mit Gefahr seines Lebens. Er konnte nur an seine Rettung denken. Er erreichte sein Vaterland. Dort bot sich ihm erst jetzt, nach zwanzig Jahren eine Gelegenheit dar, diese Gegend wieder aufzusuchen und das Verbrechen zur Anzeige zu bringen. —

Er ist hier,« schloß der Baron seine Mittheilung. »Er ist fünf Schritte von uns. Er wird Ihnen wiederholen, was ich Ihnen erzählt habe. Er wird es Ihnen in das Gesicht sagen, daß Sie der Mörder waren. Er hat Sie wiedererkannt. Er wird es auch Ihrer Frau sagen. Er hat sie noch nicht wiedergesehen. Aber er wird auch sie wieder erkennen. Sie wissen jetzt Alles. Ich habe es Ihnen offen und vollständig mitgetheilt, um Ihnen von vornherein die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Sie sich die vergeblichste Mühe von der Welt machen würden, wenn Sie ferner leugneten.«

Der Baron hatte ruhig, klar, mit Nachdruck und Ueberzeugung gesprochen. Seine innere Aufregung war mehr und mehr zurückgetreten. Desto eindringender,

desto ergreifender wurden seine Worte. Selbst der Polizeirath hatte sich ihrer Macht nicht entziehen können. Er war tief Ernst: kein Zug von Spott war in seinem Gesichte zu entdecken.

Der Verbrecher, der Mörder — man las es in jedem seiner Züge, daß er der Mörder war — er stand leichenblaß da; auf der bleichen Stirn zeigten sich dicke Schweißtropfen. Er zitterte nicht mehr; aber er konnte sich nur krampfhaft aufrecht halten. Er fürchtete selbst, daß er bei der geringsten Bewegung zusammenbrechen werde.

Es waren zwanzig Jahre seit dem Verbrechen verfllossen. Es hatte in der ganzen Zeit kein Mensch nur eine Ahnung von dem Morde gehabt. Er hatte ruhig, sicher, sorglos gelebt. Der reiche, rohe, stolze, übermüthige Mann, vor dessen Reichthum und Ansehen die ganze Gegend sich beugte, hatte da vielleicht selbst sein Verbrechen vergessen und wenn er einmal daran dachte, so lag es weit hinter ihm wie eine todte Sache, die, wie jedes Todte, aus dem Grabe nicht wieder auferstehen werde. Nur an seine eigene Todesstunde mochte er vielleicht eben dabei denken. Aber mit wie vielen Sophismen weiß der Mensch die moralischen Schrecken seiner Todesstunde sich aus dem Sinn zu schlagen! Freilich bis sie da ist, die Todesstunde.

Aus der vollsten Sicherheit und Sorglosigkeit war der Mörder auf einmal, plötzlich, jäh aufgeschreckt. Sein

Verbrechen stand vor ihm, nackt und baar. Ein Zeuge war da. Der Richter war schon da, die Ueberführung, die Todesstunde, die eigene, entsetzliche Stunde des Todes, des Todes durch Henkershand.

»Nun?« fragte ihn der Baron.

Aber der Mörder hatte eine außergewöhnliche Kraft, und die Furcht vor dem Tode stiehlt die Kraft eines jeden Menschen. Er war noch kein gebrochener Mann. Er war noch nicht vernichtet.

Er schüttelte sich auf einmal, wie aus einem Schläfe, aus einem schweren Traume erwachend. Damit hatte er seine volle Gewalt über sich wieder gewonnen, über seinen Geist, über seinen Körper. Er fuhr mit der Hand über seine Stirn, er wischte den kalten Schweiß ab. Er stand gerade aufrecht. So sah er den Baron mit festem Blicke an, und mit sicherer, ruhiger Stimme antwortete er:

»Wenn Sie einen Zeugen haben und wenn es kein falscher Zeuge ist, so hat sich der Mann geirrt. Ich weiß von keinem Franzosen und von keinem Morde.«

Die Antwort war nach den letzten Bewegungen zu erwarten gewesen. Auch der Baron hatte sie erwartet. Er blieb ruhig.

»Sie leugnen dennoch? Sie wollen es auf einen Kampf mit der Gerechtigkeit ankommen lassen? Wohlan! Ich will Ihnen nicht ausführlich die Thatsachen vorhalten, welche die Aussage des Zeugen unterstützten, nicht Ihren

plötzlichen Reichthum, der sich aus jener Zeit herschreibt, und dessen anderen Erwerb Sie nicht werden nachweisen können: nicht das fremde Kind, das seit jenem Tage in Ihrem Hause war. Aber glauben Sie, daß ein einziges Verhör mit Ihrer Frau mir nicht die volle Wahrheit in die Hand geben werde?«

Da war der Verbrecher doch auf einmal gebrochen, vernichtet.

»Herr! Herr, Sie wollten —?« rief, schrie er auf. Seine Brust wogte, der Athem wollte ihm vergehen. Er hielt beide Hände vor die Augen, als wenn ihm das Licht der Augen entschwunden sei. Was so nahe, was am nächsten lag, daran hatte er nicht gedacht. Da er daran denken mußte, sah er sich verloren. Der Baron erwiderte auf den Schrei nichts. Er sah den gebrochenen Mann, der sich nicht wieder fassen konnte, stumm an. Als der Verbrecher nichts mehr sprach, sagte der Baron zu seinen Begleitern: »Folgen Sie mir!« Er verließ den Stall. Der Polizeirath und der Gensdarm mit der Laterne folgten ihm. Der Herr Sellner blieb allein zurück.

»Schließen Sie den Stall ab!« befahl der Baron.

Der Stall wurde abgeschlossen.

»Gensdarmen, Sie sind mir für den Gefangenen da drinnen verantwortlich.« Es waren vier Gensdarmen da, zu denen er es sagte.

»Zu Befehl,« antworteten sie ihm. Einer der Gensdarmen bewachte den alten Kasper.

An den Knecht wandte sich der Baron noch. »Es stand früher noch ein zweiter Stall bei dem alten Krüge?«

»Ich weiß es nicht, Herr.« Es war die verstockte Angst eines Kindes oder der momentane Stumpfsinn, in welchen manche Menschen die Angst bringt, was den alten Mann gefaßt hatte. Mochte es das Eine oder das Andere sein, der Baron schien einzusehen, daß vor der Hand von dem Manne keine Antwort zu erhalten sei. Er stand von weiteren Fragen an ihn ab.

»Die Frau!« sagte der Baron zu dem Polizeirath. »Die Mitmörderin! Sie wird keinen Widerstand leisten können. Verhören wir sie.«

»Nein, sie wird nicht!« sagte der Polizeirath. Er folgte gebeugten Hauptes dem Baron nach dem Krüge.

7.

Der Polizeirath ging in dem geräumigen Fremdenzimmer des rothen Krugs tief und unruhig nachsinnend umher. Er war allein; der Baron Stromberg hatte ihn, als sie in das Haus traten, verlassen. Der Baron, war ein ordentlicher Mann und ebenso auch ein ordentlicher Beamter, und ein ordentlicher Beamter mußte vor allen Dingen über der Sache nicht die Form vernachlässigen, denn auch die Form gehört zu seinen Pflichten, und, wenn man will, steht sie sogar an der Spitze seiner Pflichten.

»Ich werde,« sagte der Baron zu dem Polizeirath, als sie in das Haus eingetreten waren, »jetzt zunächst über meine bisherigen Operationen und Ermittlungen ein kurzes Protokoll aufnehmen. Es ist um der Ordnung willen, damit nicht Eins durch das Andere kommt. Es tritt dadurch auch zugleich ein kleiner Stillstand in meinem Verfahren ein, der wohlthätig wirkt, ja sogar nothwendig erscheint. Man sammelt sich, man ordnet seine Gedanken, man wahrt sich vor Ueberstürzungen. Ich werde mich daher auf mein Zimmer begeben, wo ich ungestört bin. Sie, Herr Polizeirath, haben unterdeß die Güte, genau auf Alles zu achten, beziehungsweise achten zu lassen, was in und neben dem Hause vorgeht und mir,

wenn sich etwas ereignet, sofort Mittheilung davon zu machen. Wenn ich mit meinem Protokoll fertig bin, werde ich zu dem Verhöre der Frau Sellner schreiten. Auf die Frau richten Sie daher wohl unterdessen ihr besonderes Augenmerk. Freilich, entgehen kann sie uns nicht wohl.«

»Nein sie nicht!« mußte sich der Polizeirath wieder sagen.

Der Baron stieg die Treppe zu seinem Zimmer hinauf, um sein Protokoll aufzunehmen, seine Gedanken zu ordnen und sich vor Ueberstürzung zu wahren.

»Bedürfen Sie meiner?« fragte ihn der Franzose, Herr Dubois.

»Ich danke Ihnen. Wenn der Herr Polizeirath keine Wünsche an Sie hat —«

»Ich gar keine,« sagte der Polizeirath laut. Aber für sich setzte er leise hinzu: »Nur Eins wollte ich, daß der Mensch säße, wo der Pfeffer wächst!«

Auch der Franzose ging zu seinem Zimmer. Der Polizeirath begab sich in das Fremdenzimmer. Er traf Niemanden dort. Er ging unruhig darin auf und ab und sprach mit sich.

»Wenn er die Frau vernimmt, die blasse, kranke, leidende Frau, die ein Windhauch umwirft — wie wird sie dem Sturme seiner Fragen widerstehen können? Sie wird ihm in der ersten Minute Alles bekennen, den Mord, den Raub, ihre Theilnahme, ihre Schuld, Alles. Wenn sie

etwas verschweigt, so wird es nur die Schuld ihres Mannes sein. Sie wird so viel auf sich nehmen, wie sie kann, Alles, wenn es möglich sein wird. Sie gehört zu den Naturen; man braucht nur einen halben Blick in ihr Gesicht zu werfen, um ihr das anzusehen. Ihr ganzes Leben ist ein Opfer für ihren Mann gewesen, auch die Theilnahme an jenem Verbrechen. So wird sie mit einem Opfer schließen, als Opfer sterben — als Opfer für ihren Tyrannen. Hm, ist das nicht das Loos —? Teufel, ich bin Polizeirath. Aber wenn sie auch die Wahrheit ganz sagte, auch die volle Schuld ihres Mannes, stände es anders? Nach unsern vortrefflichen Gesetzen käme sie dennoch auf das Rad, und den Mann, der sich hüten wird, eine gleiche Schwäche an den Tag zu legen, wie die Frau, ihn würde irgend eine Zuchthausstrafe treffen, wenn er nicht gar wegen mangelnden Beweises vorläufig freigesprochen werden müßte. Der Verführer, der Mörder frei! Die Verführte, die halb mit Gemordete, als sie von ihm gezwungen wurde, ihm zu dem Morde zu helfen, gerädert! Das nennt man Recht! In dem Rechte schwelgt der brave, steifleinene Stockjurist da oben. Heiliger Gott, Du da hoch oben in Deinem Himmel, Dich meine ich nicht! Ich meine ja nur den braven, ehrlichen Baron, den Du ja auch nach Deinem Ebenbilde geschaffen — haben sollst. — Und ich soll ihm die Hand dazu bieten, muß es, als wohlbestallter Königlicher Polizeirath! Und die arme Mamsell Caroline! Und dieser Lump von einem

Franzosen! Und sein König Ludwig Philipp, der durch seinen Minister des Auswärtigen diese Nachforschung von unserer Regierung verlangt hat. Und, und — allgerechter und allweiser Gott, in drei oder vier Tagen sind vielleicht zwanzig Jahre seit dem Verbrechen verflossen, und nach Paragraph so und so viel unseres Criminalgesetzes wäre die ganze Geschichte verjährt und der Herr Sellner und seine Frau könnten sich vor den braven Baron hinstellen und ihm sagen: Euer Gnaden, ja, wir haben den Franzosen damals erschlagen, der Eine hat ihn gehalten und der oder die Andere hat ihn erdrosselt und darauf haben wir Beide ihm sein Geld abgenommen, ganze viermalhunderttausend Franken in blanken Goldstücken; und wir wollen Euer Gnaden auch die Gebeine des Erschlagenen zeigen, sie liegen noch wohl conservirt in der Erde, wenn wir auch, um besserer Sicherheit willen, den alten Stall darüber abgebrochen und der andern Erde gleich gemacht haben. Aber geben Euer Gnaden sich keine Mühe mehr. Das Alles ist passirt am 26. October 1813 und heute schreiben wir den 27. October 1833 und es sind also zwanzig Jahre und ein Tag seitdem verflossen und damit ist die Verjährung eingetreten, und Euer Gnaden dürfen keine Untersuchung mehr gegen uns einleiten und dürfen uns nicht mehr hängen oder rädern lassen, werden uns aber eine große Freude machen, wenn Sie eine Flasche alten Rheinweins mit uns trinken wollen, auf die Gerechtigkeit und

besonders auf die Verjährung! — Himmel, Himmel, wie machen die Menschen Dir das Recht zurecht! Den siebenundzwanzigsten Oktober schreiben wir heute erst! Und die arme Frau wird gerädert, wenn sie bekennt, und bekennen wird sie, wenn der brave Baron sie fragt und fragen wird er sie, wenn — wenn nicht die schöne und liebenswürdige Mamsell Caroline wäre? Nein, nein, er wird doch! — Und doch!« —

Er schüttelte den Kopf, der kleine, dicke Polizeirath — er hörte mitten in dem Spötteln plötzlich auf, legte den Finger an die Nase, sann einen Augenblick nach und ging dann rasch zu der Glastür, die hinten in dem Zimmer mit diesem das freundliche Familienstübchen verband, und die durch die Beleuchtung in diesem Stübchen noch ebenso hell war, wie vorhin. Er fand auch noch die kleine Oeffnung des Vorhanges, und er konnte wieder hindurchsehen, wie vorhin, und er sah wieder hindurch.

Und was er wieder sah? Und was er wieder hörte? Sie saßen noch beisammen in dem traulichen Stübchen, die blasse Frau Sellner und die wohlgenährte und wohlzufriedene Frau Steinauer; der stille tiefgedrückte Friedrich Sellner und die weltverachtende Charlotte Steinauer, der alte Herr Steinauer — er saß allein.

Stumm saßen sie alle da. In dem blassen, abgehärmten Gesichte der Frau Sellner hatte sich zu dem Schmerze eine schwere Angst gesellt. Die Frau Steinauer hatte den gespannt lauernden Blick nach allen Seiten hin offen. Sie

schien etwas Ungewöhnliches zu erwarten. Daß sich etwas Ungewöhnliches im Hause vorbereite, war ihr wohl schon längst klar geworden. Friedrich Sellner trug still an der eigenen Noth. Die Angst der Mutter drückte ihn mit. Fräulein Charlotte Steinauer aß Confekt und Weintrauben und knackte Mandelnüsse. Der Herr Steinauer rechnete, — auch mit der Zeit, und da unterbrach er die Stille.

»Der Gevatter bleibt lange, Frau Gevatterin.«

»Ich begreife nur nicht, wo er bleiben mag,« erwiderte die blasse Frau. Die korpulente Frau Steinauer hatte eine andere Bemerkung.

»Ich begreife nicht, wie man so lange hinter einem Knechte herlaufen kann.«

»Und so spät Abends,« setzte der Herr Steinauer hinzu, »wir warten schon eine Stunde auf ihn.« Die Frau Sellner stand auf.

»Mich dünkt, ich höre draußen etwas,« sagte sie. War es Wirklichkeit? War es Vorwand, um mit ihrem gedrückten Herzen einmal allein sein zu können? Sie wollte das Stübchen verlassen.

»Hm, hm, Frau Gevatterin,« sagte der Herr Steinauer, »der Gevatter wird ja hoffentlich bald wieder hier sein.«

»Ich denke, Herr Gevatter!«

»Und da denke ich, wir bereiten ihm eine Ueberraschung, Frau Gevatterin. Was meinen Sie mit der Caroline?«

»Wie so, Herr Gevatter?«

»Nun, der Gevatter war ja mit der Verlobung einverstanden —«

»Noch hatte er sein Wort nicht gegeben, Herr Gevatter.«

»Doch, doch; wenigstens war es eben so gut, und da meine ich, wir feiern die Verlobung mit der der Beiden da. Wenn auch der Gottfried nicht hier ist — er soll morgen nachkommen, und die Caroline bringen Sie wohl jetzt gleich mit hierher, Frau Gevatterin.« Die Frau antwortete nicht. Sie verließ das Stübchen.

»Ich muß ihr nach,« sagte sich der Polizeirath.

»Der Frau darf kein Unglück passiren. Hm, hm, als wenn ich ihr, und nicht des Königs Polizeirath wäre! Und wie soll, wie will ich sie denn beschützen? Gott muß es wissen, wenn ich sie beschützen soll. Und er wird es auch schon wissen. In Gottes Schutz die Mörderin? Er wird auch das schon wissen, besser, als wir armen sündigen Menschen.«

Er ging aus dem Fremdenzimmer.

Als er in den Flur eintrat, wurde gerade gegenüber die Thür der Fuhrmannsstube wieder zugemacht. Es mußte Jemand in die Stube eingetreten sein.

»Die Frau? Ich werde wieder den Horcher machen müssen.«

Er schlich an die Thür der Fuhrmannsstube und horchte. Er hatte sich nicht geirrt.

»Ist der Kasper noch nicht wieder da, Kathrine?«

fragte die Frau Sellner.

»Nein, Frau,« antwortete die alte Magd.

»Auch mein Mann nicht?«

»Auch er nicht.«

»Was mag da vorgefallen sein, Kathrine?«

»Ich weiß es nicht, Frau. Der Kasper aber meinte schon den ganzen Tag, es sei heute ein Unglückstag.«

»Sagte er das? — Ja, ja —«

Es trat eine Stille ein.

»Wo ist die Caroline?« fragte die Frau dann.

»In ihrem Stübchen oben. Wollen Sie zu ihr, Frau?«

»Ich habe mit ihr zu reden.«

»Sie ist aber nicht allein. Die Liesbeth ist bei ihr.«

»Ah, sie ist hier. Ich hörte es. Aber es ist desto besser.«

Der Polizeirath hörte den Schritt der Frau sich der Thür nahen. Er war mit einem Satze von der Thür zurück, an der Thür des Fremdenzimmers, die er unbefangen öffnete, als wenn er etwa aus seinem Zimmer gekommen sei. Die Frau Sellner trat aus der Fuhrmannsstube und ging am Ende des Flurs die Treppe hinauf. Als sie oben angekommen war, schlich der Polizeirath ihr wieder nach. Er erstieg ebenfalls die Treppe. Aber nachdem er kaum wenige Stufen zurückgelegt hatte, begegnete ihm der Baron Stromberg, der die Treppe herunter kam.

Der vornehme, steife Herr war augenscheinlich verlegen. Bei dem plötzlichen Anblicke des Polizeiraths

wurde er es noch mehr.

»Teufel,« sagte sich der Polizeirath, »was mag der angefangen haben?«

Aber wie er es sich fragte, wußte der Mann der Polizei es auch schon.

»Er hat gehorcht — gehorcht wie ich — da hat ihn die Frau überrascht. Und wo kann er gehorcht und gelauscht haben, wo anders, als an der Thür der hübschen Mamsell Caroline? Ah, ah —«

»Sind Sie schon mit Ihrem Protokoll fertig, Herr Baron?«

»Still, man könnte uns hören.«

»In der That. Gehen wir die Treppe hinunter.«

»Sie sind also fertig mit Ihrem Protokoll?«

»Ja. Ich überzeugte mich, daß vorläufig kurze Notizen genügten. Mit diesen war ich bald zu Ende.«

»Und nun?«

»Ich denke jetzt das Verhör der Frau vorzunehmen.«

»Sie muß Ihnen oben begegnet sein; sie ging so eben die Treppe hinauf, zu ihrer Tochter.«

»Sie wissen das?«

»Ich hatte sie belauscht. Sie wissen, es gehört zu meinem Metier.«

»Hm —«

»Und ich möchte es vor der Vernehmung der Frau, noch ein paar Minuten lang fortsetzen.«

»Warum?«

»Im Interesse des armen Kindes, der braven Caroline.«

»In ihrem —?«

»Sie soll Vater und Mutter verlieren, Beiden auf einmal, heute —«

»Es ist ein Unglück.«

»Und ein noch größeres Unglück ist es, daß sie vorher, auch noch heute Abend, erfahren soll, daß sie das Kind von Mördern ist, von gemeinen Raubmördern.«

»Es ist schlimm —«

»Und damit sie das Unglück so recht vollständig fühle, wird sie doch noch die Schwiegertochter des Herrn und der Frau Steinauer werden.«

»Aber der entsetzliche Handel kam ja nicht zu Stande.«

»Er soll jetzt zu Stande kommen; der alte Steinauer besteht darauf. Die Frau soll die Tochter herbeiholen. Sie ging deshalb nach oben. Sie ist jetzt bei ihr, und — ich muß wahrhaftig wissen, wie das Kind die Sache aufnimmt. Ich bringe Ihnen dann sofort die Frau zum Verhör in das Fremdenzimmer hinunter, Herr Baron. Oder wollen Sie sie anderswo verhören?«

»Ich werde ja sehen,« sagte der Baron.

Der Polizeirath erstieg wieder die Treppe. Oben in dem Gange, in den sie mündete, wandte er sich um eine Ecke, ging einige Schritte weiter und stand vor einer Thür still. Er schien schon mit Allem im Hause bekannt zu sein. Er war leise gegangen; leise trat er näher an die Thür und

horchte an ihr. Er war vor dem Stübchen Carolinens, in welchem drei Frauenstimmen hörbar waren. Zuerst die Stimme der Tochter des Hauses. Das brave Kind hatte noch ihren frischen, kecken Muth; sie wußte nicht, was ihrem Vater widerfahren war, was ihrer Mutter drohte, was über sie selbst bestimmt war. Sie war mit der armen verlassenen Liesbeth allein in dem Stübchen gewesen: sie hatte sie zu trösten gesucht, sie hatte Pläne für sie mit ihr aufgebaut. Darüber war die Mutter gekommen, und wie anders hatte diese kommen können, als alle Pläne zerstörend, allen Trost raubend? Aber den Muth ihres Kindes hatte sie nicht stören können — noch nicht.

»Nein, Mutter,« hörte der Polizeirath sie sagen, mit einer Stimme, die von Wort zu Wort mehr ihren wachsenden Muth, ihr edles Herz zeigte, »nein, Mutter, der Fritz darf nie und nimmer jene häßliche, gelbe, mißgünstige, boshafte Person heirathen. Er darf, er soll nicht für sein ganzes Leben unglücklich werden.«

»Wie könntest Du das hindern?« sagte die Mutter.
»Der Vater will es: die Verlobung ist geschlossen.«

»Wie das zu hindern ist? Der Fritz braucht nur nicht zu wollen. Und er soll es nicht. Ich werde noch heute Abend mit ihm sprechen. — Er hat keinen Muth dem Vater gegenüber, willst Du mir einwerfen. Aber ich werde ihm auch den Muth schon bringen. Ich werde ihn daran erinnern, was er als ehrlicher Mann dem Mädchen da und seinem Kinde schuldig ist. Und wenn er erst den Muth

hat, was fehlt ihm denn noch? Das Geld seines Vaters? Dafür hat er ein paar starke, kräftige Arme zum Arbeiten, und die Liesbeth wird ihm treu helfen. Sie war immer eine tüchtige Arbeiterin hier im Hause. War sie das nicht, Mutter?«

»Ja, das war sie,« sagte die Mutter.

»Und ich werde es auch dem Fritz sein,« rief schluchzend die Magd.

Caroline aber fuhr mit muthigerer Stimme fort:

»Und die Liebe wird Euch Beiden helfen, Eure Liebe und die meinige mit. Ich ziehe mit Euch, ich werde mit Euch arbeiten. Ich werde Dich pflegen, Liesbeth, wenn Du Deines Kindleins genesen bist. Wir werden schon durchkommen, ohne diese Steinauers —«

»Ein prächtiges Mädchen!« mußte der Polizeirath unwillkürlich ausrufen.

»Ein edles Herz!« setzte wohl eben so unwillkürlich eine Stimme dicht hinter ihm hinzu. Er sah sich um, der Baron Stromberg stand hinter ihm, mit fast verklärtem Gesichte, und mit demselben verklärten Gesichte hatte der vornehme, steife, peinliche Baron gelauscht und lauschte er noch.

»Hm, hm, Herr Baron —« sagte der Polizeirath nur. Auch er mußte weiter lauschen.

»Mein braves Kind,« hörten sie die Frau Sellner sagen, und auch die Worte der Frau wurden durch Thränen unterbrochen. »Meine brave, arme Caroline, Du wolltest

mit Deinem Bruder ziehen? Auch über Dich hat der Vater schon bestimmt.«

»Ueber mich — ohne mich?«

»Der Gottfried Steinauer soll Dein Mann werden: der Vater hat es dem alten Steinauer zugesagt, und Deine Verlobung soll noch heute Abend gefeiert werden.«

Der Baron Stromberg war näher an die Thür getreten. Er stand nicht mehr hinter, er stand neben dem Polizeirath und machte bei den letzten Worten plötzlich einen Satz, so daß dieser ihn verwundert ansah.

Drinnen im Stübchen, rief Caroline Sellner:

»Die gelbe Charlotte Steinauer, meine Schwägerin? —« Caroline rief es in einem Tone, als wenn sie hell und laut auflachen müsse. Aber sie hatte die Lachlust bezähmen können. Mit ihrer klarsten, festesten, muthigsten Stimme fuhr sie fort: »Ich die Schwiegertochter der Steinauers? Ich in das Haus dieser Menschen? Sieh, Mutter, ich thäte Alles, was Du und der Vater von mir verlangen, und wahrhaftig, wenn es nicht die arme Liesbeth hier und ihr Kind und die Ehre meines Bruders gälte und wenn es nicht gerade die häßliche, boshafte gelbe Charlotte wäre, ich würde dem Fritz sagen: unterwirf Dich dem Befehle Deines Vaters. Und auch ich würde jedem anderen Manne, den der Vater wollte, meine Hand reichen — ja, ich würde es. Aber zu diesen Steinauers — nie und nimmer, Mutter. Und nun darf der Fritz erst recht die Person nicht heirathen und er

soll noch heute Nacht den rothen Krug verlassen, und die Liesbeth soll heute Nacht bei mir bleiben und wir Beide werden ihm Morgen folgen. Gieb uns Deinen Segen dazu, gute Mutter. Dann wird uns auch der liebe Gott seinen Segen geben, und an seinen Segen ist Alles gelegen.«

Die Mutter weinte und auch die Liesbeth weinte. Auch Carolinens Augen mochten feucht geworden sein. Aber sie konnte mit ihrer klaren Stimme fortfahren: »Fasse Muth, Mutter. Es gilt ein gutes Werk und das Glück Deiner Kinder!«

Und die Mutter hatte Muth gefaßt. »Seid gesegnet, meine Kinder!« sagte sie. »Möge Gottes Segen immer bei Euch sein.«

»Arme Mutter!« rief Caroline, und jetzt hörte man auch ihre Stimme zittern.

»Hm, Herr Baron?« sah der Polizeirath fragend den Baron an seiner Seite an. Der vornehme Herr sah sonderbar genug aus. Das hübsche Gesicht hatte seine gewöhnliche steife, etwas aktenmäßige Unbeweglichkeit in diesem Augenblick völlig verloren. Es war hochgeröthet; die Augen leuchteten darin, die Lippen waren wie zu einem Ausrufe des Glückes, des Entzückens geöffnet. —

»Was wünschen Sie?« fragte er den Polizeirath.

»Sie waren mit Ihrem Protokoll fertig?«

»Mit meinen Notizen.«

»Die sollen Ihr Protokoll vertreten!«

»Vorläufig.«

»Und nun?«

»Und nun,« sagte der Baron, »werden wir zum Verhör der Frau Sellner schreiten.« Sein Gesicht war wieder normal aktenmäßig geworden.

»Und also,« sagte der Polizeirath »zu dem Amen der hübschen Mamsell Caroline auch unser Amen hinzufügen?«

»Hm,« sagte der Baron.

»Wollen Sie die Frau hier gleich in dem Stübchen verhören?« fragte der Polizeirath weiter.

»Hm, hier?«

»Oder wollen Sie sie lieber heraussuchen? Es gäbe noch einen dritten Weg. Wir ließen sie hier durch einen Gensdarmen arretiren. Der lange Schmidt ist unter, jeden Winkes gewärtig.«

»Gehen wir nach unten. —«

Sie verließen mit leisen Schritten die Thür, den Gang, stiegen die Treppe hinunter und gingen in die Fremdenstube. Sie waren allein darin.

»Soll ich den langen Schmidt rufen?« fragte der Polizeirath. »Er ist draußen, ich brauche nur das Fenster zu öffnen.«

»Warten wir noch.«

»Sie haben mir vorher etwas zu sagen?«

»Nein, nein!«

»So möchte ich vorher wenige Worte mit Ihnen sprechen, Herr Baron. Sie gestatten mir dies doch?«

»Ich bitte.«

»Diese Untersuchung ist auf ausdrücklichen Befehl des Hofes eingeleitet.«

»Wenigstens auf diplomatische Veranlassung.«

»Also jedenfalls in einer eigenthümlichen, ungewöhnlichen Weise.«

»In einer abnormen sogar, wenn Sie wollen.«

»In gleicher Weise sind auch Sie, Herr Baron, unter ganz besonderen Befugnissen mit der Einleitung und Führung der Sache beauftragt.«

»Durch einen unmittelbaren Befehl des Ministers, der mir zugleich in Allem freie Hand läßt.«

»Und so bin auch ich Ihnen zwar zur polizeilichen Assistenz beigegeben, aber mit der ausdrücklichen Weisung, nur Ihren Anordnungen Folge zu leisten.«

»Hm, ja.«

»Darf ich Ihnen den Grund hervorheben, warum das Alles so geordnet ist?«

»Eben um jener diplomatischen Beziehungen willen.«

»Hm, Herr Baron, dieser Herr Dubois ist ein Lump.«

»Zu meinem Genossen möchte ich ihn nicht haben.«

»Er ist ein großer Lump, und wenn ich den Menschen ansehe, muß ich mich über ihn und über mich ärgern, daß mein Amt mich zwingt, für einen solchen Menschen nur einen Finger rühren zu müssen.«

»Für den Menschen, Herr Polizeirath? Für das Recht und für die Gerechtigkeit handeln wir hier.«

»Pah, Herr Baron! — Der Bursch war Cassengehülfe, Diener bei dem Militairrendanten Bertheau. Er hatte mit seinem Herrn und dessen Kinde flüchten müssen. Er war mit dem kränklichen Mann, der kaum fort konnte, bis hierher gekommen. Hier konnte der Kranke nicht weiter. Der Lump ließ ihn im Stich. Nachher suchte er ihn doch wieder auf. Zu welchem Zweck? Aus Mitleid, giebt er an. Aus Mitleid? Kann Jemand das glauben, nach dem, was wir weiter von dem Burschen erfahren? Er wollte ihn berauben, er selbst, und erschlagen wollte er ihn dazu —«

»Es fehlt Ihnen an allen Beweisen für diesen Verdacht,« unterbrach der Baron den Polizeirath.

»Und können gleichwohl Sie selbst sich seiner erwehren?«

Der Baron antwortete nicht. Der Polizeirath fuhr fort.

»Er mußte unverrichteter Sache abziehen. Er fand das, was er selbst hatte thun wollen, schon von Anderen gethan. Er zog ruhig weiter. Und liegt darin nicht doch ein Beweis für meinen und für Ihren Verdacht? Er will keine Zeit, keine Gelegenheit zu einer Anzeige des Mordes gehabt haben.

Die ersten zehn Jahre nach jenem Vorfalle hat man von dem Herrn Dubois gar nichts gehört; dann wird er auf einmal im Zuchthause gefunden. Er hatte bei allerlei Betrügereien und Schwindeleien die Hand mit im Spiele

gehabt. Acht Jahre später ist er unter der geheimen Polizei; und er hat den Orden der Ehrenlegion; der Lilienorden hieß er ja wohl damals. Da wird Louis Philipp König der Franzosen und ein halbes Jahr später tritt Monsieur Dubois mit seiner Anzeige hervor, daß vor neunzehn bis zwanzig Jahren ein Französischer Beamter in einem deutschen Urwalde erschlagen und seiner Kasse beraubt sei, die Französisches Geld enthalten habe? Und wie und wann macht er diese Anzeige? Etwa offen der Polizei oder dem Staatsanwalte? Nein, er weiß sie heimlich einem obskuren Menschen vom Hofe zu insinuiren, der sie heimlich weiter bringen muß, bis sie zuletzt an einen Kammerdiener des Königs, und von dem Kammerdiener an seine Majestät selbst kommt, die bekanntlich das Geld so lieben, daß sie unter ihrer höchst eigenhändigen Controle die Kohlköpfe aus ihren Königlichen Gärten verkaufen lassen. Und in der That werden darauf die Kasse und der Mord Gegenstand diplomatischer Verhandlungen und zuletzt wird der Mensch hierher geschickt, und Sie, Herr Baron, erhalten den Auftrag, die Sache auf delikate Weise zu untersuchen und Seiner Majestät von Frankreich zu einer halben Million und dem Herrn Dubois zu dem Sündengelde eines Denunziantenanteils zu verhelfen. Verhält sich die Sache nicht so, Herr Baron?«

Der Baron antwortete wieder nicht. Er spazierte mit großen Schritten in dem Zimmer umher.

»Es wird Ihnen zwar eine Beförderung einbringen,« fuhr der Polizeirath fort. »Sie sind ein tüchtiger, aber noch junger Beamter. Sie verdienen eine außerordentliche Carriere. Aber in unserer wohlgeordneten Staatsmaschine gehören zu einer außerordentlichen Carriere außerordentliche Verdienste. Sie können, Sie sollen sie sich hier erwerben. Vom Könige der Franzosen werden Sie einen Orden bekommen, gleichfalls, wie der Herr Dubois, das Kreuz der Ehrenlegion —«

Der Baron war mit größeren Schritten in dem Zimmer umhergegangen. Auf einmal blieb er vor dem Polizeirath stehen.

»Warum sagen Sie mir das Alles?«

»Hm,« sagte der Polizeirath, »um einer armen unglücklichen Frau und um eines armen, braven Mädchens willen, die geopfert werden sollen, für — für —«

»Für —?« fragte der Baron.

»Sie nannten es Recht und Gerechtigkeit, Herr Baron. Soll ich Ihnen einen andern Namen nennen?«

Der Baron antwortete wiederum nicht. Seine gerade Gestalt war in einander gesunken, sein Blick irrte am Boden umher.

Auf einmal erhob er Gestalt und Blick.

»Lassen Sie die Frau Sellner hierher führen.«

»Die Frau allein?« fragte der Polizeirath.

»Nun ja.«

»Sie wollen —?«

»Sie verhören.«

Der kleine dicke Polizeirath schien, nicht in einander, aber umsinken, zu wollen, als wenn der Schlag ihn rühre. Er hatte Anlagen dazu.

»Verknöcherte Bureaukratenseele!« knurrte er in sich hinein. »Und der Mensch ist noch so jung. Aber der Mensch ist aus einem vornehmen Hause. Das will und muß Carriere machen! Nur Carriere!«

Er ging an ein Fenster und riß es auf. »Schmidt!« rief er hinaus. Er bekam nicht sofort Antwort.

»Schmidt!« rief er lauter. »Verdammt lange Figur, wo hat Sie denn der Teufel?«

»Ich bin ja schon da, Herr Polizeirath.«

»So scheeren Sie sich in des drei Teufels Namen hierher.«

»Na, der ist gut in Rage!« sagte der lange Schmidt für sich, aber deutlich genug, daß man es hören konnte. Der Polizeirath schlug das Fenster zu. Er war in Rage, und er mußte seiner Ironie weiter Luft machen. Das Zuschlagen des Fensters war in dem freundlichen Familienstübchen nebenan gehört. Der Herr Steinauer öffnete die Glasthür und kam in das Fremdenzimmer, um zu sehen, was es hier gebe.

»Zum Teufel, Herr, was wollen Sie hier?« fuhr ihn der Polizeirath an.

Der bescheidene Herr Steinauer wollte durch die Thür

zurückfahren. Er stieß auf seine Frau, die ihm neugierig gefolgt war und ebenfalls wissen mußte, was es gab. Er wäre beinahe über sie gefallen, sie mit ihm. Aber die dicke Frau hatte mehr Muth, als der magere Mann. Sie raffte sich auf, sie trat nicht zurück, sondern ging entschlossen auf den Polizeirath zu. Sie hatte gehört, was dieser zu ihrem Manne gesagt hatte.

»Haben Sie allein ein Recht, hier zu sein,« fuhr sie ihn an, zorniger, als er ihren Mann angefahren hatte. »Wer sind Sie denn?«

»Donnerwetter,« zog sich der Polizeirath zurück, »da finde ich nicht meine Frau, aber meinen Mann.«

Der Baron trat vor.

»Madame,« sagte er mit seiner vornehmen Ruhe, »wir haben hier ein Geschäft, bei dem wir allein zu sein wünschen.«

Der dicken Frau imponirte er nicht.

»Und wenn ich nun keine Lust habe, Sie hier allein zu lassen?« rief sie, die Hände in die Seite stemmend. »Dieses Fremdenzimmer ist für alle Gäste im Hause.«

»Hm,« sagte der Baron etwas verlegen, »dann müßte ich freilich —«

Hatte er von Gewalt oder von einem Rückzuge sprechen wollen? Er brauchte seinen Satz nicht zu vollenden. Der lange Schmidt war in das Zimmer getreten, und er war nicht zugeknöpft; man sah unter seinem offenen hellgrauen Oberrock die grüne Uniform

des Gensdarmen. So sah ihn auch die dicke Frau Steinauer. Die Arme fielen ihr lang am Leibe herunter; der Mund stand ihr vor plötzlicher Verwunderung offen. Ihr Mann war schon erschrocken neben ihr.

»Komm, komm, Frau!«

Er zog sie zurück. Sie ließ sich ziehen.

»Was ist das hier, Andreas?«

»Es ist hier nicht richtig, Frau. Der Gevatter seit anderthalb Stunden fort, seit einer halben Stunde auch die Frau! Und nun der Gensdarm da und — horch. — Merkst Du nichts?«

»Der Herr Baron befehlen?« fragte der lange Gensdarm Schmidt. Der Baron sah sich etwas unentschlossen nach dem Polizeirath um.

»Hm, Herr Baron, wir hätten hier gleich Zeugen,« sagte der Polizeirath. »Das Fräulein Charlotte wird auch noch da drinnen sein.«

Der Baron wurde roth.

»Gehen wir in mein Zimmer nach oben,« sagte er.

Der Baron, der Polizeirath und der lange Gensdarm verließen das Fremdenzimmer. Im Flur mußten sie an einer nur angelegten Thür vorüber. Jenseits der Thür sprach eine Stimme, die dem kleinen Polizeirath aufzufallen schien.

»Schmidt,« sagte er leise zu dem langen Gensdarm, »wenn Sie die Frau Sellner zu dem Baron führen sollen, so können sie sie nicht eher finden, als bis ich wieder da

bin. Haben Sie mich verstanden?«

»Sehr wohl, Herr Polizeirath.«

»So bekümmern Sie sich nicht weiter um mich.«

Er ließ den Baron und den Gensdarm allein die Treppe hinaufsteigen.

8.

Wenn man durch die Hausthür in den rothen Krug trat, so befand man sich, wie wir schon früher bemerkt haben, in einem geräumigen Flur, an dessen beiden Seiten rechts das Fremdenzimmer und links die Fuhrmannsstube gelegen waren. Hinten am Ende des Flurs war die Treppe, die in die oberen Theile des Hauses führte. Rechts neben der Treppe war eine Thür, durch die man unmittelbar in die Küche des Hauses gelangte. An der Küche lagen die Wohngemächer der Familie Sellner, auch das freundliche Familienstübchen, in dem die Verlobung des Sohnes des Hauses mit der gelben Mamsell Steinauer gefeiert wurde, und nach der Absicht des Herrn Sellner und des Herrn Steinauer, auch die Verlobung der Tochter des Hauses mit dem jungen Gottfried Steinauer noch heute Abend gefeiert werden sollte.

Hausflur, Treppe und Küche waren erleuchtet. In der Küche brannte auf dem Heerde ein lustiges Feuer. Ueber dem Feuer standen Kochtöpfe; in dem Bratofen des Heerdes dampften Bratpfannen. Eine Köchin achtete auf Alles, eine Küchenmagd war ihr zur Seite, um ihre Befehle zu vollziehen.

Es war halb neun Uhr Abends. Die Köchin war

ärgerlich, verdrießlich.

»Wann soll denn heute Abend endlich im rothen Krug gegessen werden? Kein Mensch denkt daran, und die Kartoffeln verkochen, das Gemüse verbrennt und der Braten wird hart und trocken wie Leder. Der Herr ist wie verschwunden, die Frau läßt sich nicht sehen; der Ludwig ist nicht da, und wenn er auch da wäre — er ist fortgejagt aus dem Hause, er darf nichts mehr anrühren — Ah, da ist er ja doch noch!«

Der Kellner Ludwig mit dem hübschen, frischen, fremdartigen Gesichte und den schwarzen krausen Locken trat in die Küche. Seine Locken waren wohl noch kraus und sein Gesicht noch hübsch, aber frisch war es nicht mehr.

»Herr Gott, Herr Ludwig, Sie sehen ja aus, wie das Leiden Christi,« rief ihm die alte Köchin entgegen.

»Ich wollte Ihnen Adieu sagen, Jungfer Christine,« antwortete er ihr.

»Was? Sie wollen doch nicht in der Nacht fort?«

»Dann habe ich es auf einmal hinter mir.«

»Ja, ja, aber essen müssen Sie vorher etwas. Es ist Alles fertig, längst, und Sie sollen vom Besten haben, was auf dem Feuer ist.«

»Die Henkersmahlzeit!« lächelte traurig der junge Mensch. »Aber ich rühre im rothen Krüge nichts mehr an. Adieu, Jungfer Christine, leben Sie wohl und haben Sie Dank für Alles.«

»Mein Gott, mein Gott, Herr Ludwig!«

Sie hatte schon die Schürze vor den Augen, um sich die Thränen zu trocknen. Er reichte ihr seine Hand. Sie nahm sie.

»Gott sei mit Ihnen, Herr Ludwig. Ich habe Sie immer lieb gehabt. Das ist ein wahrer Unglückstag.«

Er gab auch der Küchenmagd die Hand. »Lebe auch Sie wohl, Justine!«

»O, der arme, arme Herr Ludwig!« schrie sie auf. Sie hatten ihn Alle im Hause lieb. Er mußte sich losreißen. Die Thränen standen ihm selbst in den Augen. Er stürzte aus der Küche. Er wollte durch den Flur aus dem Hause stürmen. Er mußte an der Treppe vorbei. Da hätte er fast Jemanden überrannt.

Die Mamsell Caroline stand vor ihm. Sie war die Treppe heruntergekommen. Sie hatte die letzte Stufe erreicht. Er sah, er erkannte sie. Er wollte an ihr vorüber. Auch sie erkannte ihn.

»Sie, Ludwig?« rief sie. Ein paar Stunden vorher, in dem freundlichen Stübchen, als sie den Tisch deckte, hatte sie Du zu ihm gesagt. Seitdem hatte sich freilich Manches zugetragen, auch mit ihr. Auch mit ihm — er war aus dem Hause gejagt.

»Ja, Mamsell!«

»Und Sie sind so eilig!«

»Ja,« sagte er noch einmal.

»Ludwig —!«

»Was ist's, Mamsell?«

»Sie wollen fort!«

»Ich?« Er wußte wohl nicht, was er sagte, da er das Wort aussprach. Was Alles auf ihn eingestürmt war, schlug jetzt über ihm zusammen.

»Ja, Sie wollen fort, Ludwig, aus dem Hause, aus diesem Hause.«

»Ja, Mamsell,« sagte er noch einmal. Aber diesmal ganz anders. Es war keine Ueberraschung, keine Verwirrung mehr, die sich in den zwei Worten aussprach. Ein plötzlicher, tiefer Schmerz drängte sie hervor.

»Und ohne Abschied von mir zu nehmen, Ludwig?«

Es war ein Vorwurf, aber immer ein freundlicher. Er hatte dafür einen herben. Allerlei Gefühle waren ja in den letzten Stunden auf ihn eingestürmt und trieben ihn jetzt aus dem Hause, in dem er groß geworden, das Leben und Alles, was er hoffte und was er war, kennen gelernt, die Liebe gefunden und nun auf einmal wieder verloren hatte.

»Was wäre Ihnen daran gelegen, Mamsell?« sagte er.

»Ludwig?« Sie war blaß geworden. Sie griff nach seiner Hand. Er sah es und zog die Hand zurück. »Leben Sie wohl, Mamsell.« Er wollte fort.

»Ludwig! Ludwig!« rief sie noch einmal. Auch aus ihr schien ein plötzlicher Schmerz die Worte hervorzudrängen. Sie wollte ihm nach. Auf einmal stand sie wie erstarrt.

»O mein Gott!« rief sie fast entsetzt. Auf sie war mehr eingestürmt, als auf ihn. Das Bewußtsein einer eigenen Schuld mochte hinzukommen. Er war stehen geblieben.

»Mamsell —!«

»Du nanntest mich früher, Caroline!«

»Sie waren noch keine Mamsell!«

»Du sagtest Du zu mir, Ludwig.«

»Mein Gott!« rief auch der junge Mann.

»Ludwig, Ludwig, und Du könntest ohne Abschied von mir gehen? Und um meinetwillen gar mußt Du aus dem Hause! Und Du wagtest heute noch für mich Dein Leben?«

»Mamsell Caroline — Caroline —!« rief der junge Mann. Er sprach nicht aus, was er sagen wollte. Konnte er es? Was konnte er sagen? Hatte er die Liebe wieder gefunden, die er verloren hatte? Oder war es irgend ein anderes Gefühl, das den Schmerzensruf des Mädchens herausgepreßt hatte, ein augenblickliches Mitleiden mit dem in die Welt hinausgestoßenen Bettler, der keinen Vater, keine Mutter, keinen Freund und keinen Verwandten, der nicht einmal einen Namen hatte?

Und was für ein Gefühl war es denn, das so schmerzlich aus ihr herausrief? Sie war am Tage oft so glücklich erröthet, wenn der Baron Stromberg ihr Artigkeiten bewiesen, ihr Schmeicheleien gesagt hatte; und den jungen Mann, der jetzt vor ihr stand, den Bettler ohne Namen, den Diener in ihres Vaters Hause, ihn hatte

sie zurückgesetzt, zurückgestoßen. Und doch hatten sie früher Du, und Ludwig und Caroline zu einander gesagt, und sie hatten sich wohl mehr gesagt, was sie für einander fühlten, und —

»Ludwig,« rief sie, »hast Du mich denn nicht mehr lieb?«

»Mamsell, Mamsell!«

»Hast Du mich gar nicht mehr lieb, Ludwig?« Sie hielt ihm wieder ihre Hand hin. Und er nahm sie jetzt.

»Caroline!«

»Du liebst mich, Ludwig?«

»Nur Dich, nur Dich! Immer nur Dich!«

»Und ich gehöre Dir. Ich habe ja auch immer nur Dich geliebt. Dich allein. Und nun —«

Hm. »Mamsell, für das, was nun kommen soll, lassen Sie mich sorgen.«

Der kleine dicke Polizeirath sagte es, indem er aus einem Winkel hinter der Treppe hervortrat. Er hatte wieder einmal den Horcher gemacht. Zu seinem Metier gehörte es nun einmal.

Die Liebenden waren auseinander gefahren.

»Vor mir brauchen Sie nicht zu erschrecken,« sagte der Polizeirath. »Und Sie, Fräulein, oder Mamsell Caroline, wie der Bursch da Sie so lange nannte, um Sie zu ärgern — nun, Sie hatten ihn unterwegs auch genug geärgert, Sie müssen es zugestehen«—

Die Liebenden drückten sich zärtlich die Hände.

»Und, Mamsell Caroline,« fuhr der Polizeirath fort, »vor einem Anderen brauchen Sie sich auch nicht zu fürchten. Und nun geht Beide, und sprecht Euch ganz aus, und wenn Ihr fertig seid — macht aber nicht zu lange — dann, Herr Ludwig, kommen Sie zu mir, ich habe nothwendig mit Ihnen zu sprechen.«

Die beiden Liebenden gingen die Treppe hinauf. Der Polizeirath sah ihnen nach, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Dann ging er mit einem listigen Gesichte nach der andern Seite der Treppe, dort war ein zweiter, dunkler Winkel.

»Herr Baron,« rief er leise in das Dunkel hinein. — Es rührte sich nichts darin.

»Herr Baron,« wiederholte der Polizeirath. »Darf ich bitten? Ich weiß, daß Sie da sind. Ich weiß ja auch, daß Sie nicht freiwillig da sind. Sie waren gerade gekommen, als die Beiden auf einander platzten. Sie konnten nicht mehr fort. Sie mußten sich hier verbergen.«

Ob er dem Baron damit die Wahrheit sagte? Daß er ein Schalk war, der kleine dicke Polizeirath, und daß er seinen vornehmen und pedantischen und gutmüthigen Baron durch und durch kannte, wissen wir. Der Baron kam hervor, roth, etwas aufgereggt, noch mehr beschämt.

»Ja der That ich konnte nicht mehr fort,« sagte er.

»Und Sie haben also Alles mit angehört?«

»Ich mußte.«

»So werden auch Sie sich freuen, daß auf das Haupt

der armen Frau ein Unglück weniger fällt.«

»In welchem Sinne meinen Sie das?«

»Nun, der Ludwig ist ein braver Mensch, der ihr Kind nicht verlassen wird. Er liebt sie ehrlich, und sie liebt ihn wieder. Glauben Sie nicht auch, Herr Baron?«

»Hm, es schien so.«

»Eine kleine, heuchlerische Wetterhexe ist diese allerliebste Mamsell Caroline freilich. Wie freundlich, wie innig, konnte sie andere Huldigungen aufnehmen, sogar ein wenig provociren. Aber wir wollen dem armen Kinde darum doch alles mögliche Gute mit dem hübschen Ludwig wünschen. Er paßt am Besten für sie, und sie wird wahrhaftig sonst genug zu tragen bekommen. Da muß sie starke und willige Schultern haben, auf die sie sich stützen kann. Aber wissen Sie, Herr Baron, was ich ihr weit lieber wünschen möchte?«

»Nun?« fragte der Baron doch.

»Daß das ganze Unglück an ihr vorüber gehen könnte, daß sie ihre arme Mutter behielte. Aber es geht nicht.«

»Nein, es geht nicht,« bestätigte der Baron.

»Und doch vielleicht, Herr Baron. Wenn ich nur wüßte, was mit ihrem Manne anzufangen wäre. Daß der Mörder hier nicht der reiche, hochmüthige, rohe Herr Sellner bleiben kann, das leuchtet mir ein; aber warum soll die unglückliche Frau mit ihm zu Grunde gehen und wie kann sie ohne ihn gerettet werden? Und dann, die Wahrheit zu sagen, Herr Baron, muß ich immer wieder

auf meinen Aerger zurückkommen, daß wir das schöne Geld dem schuftigen Französischen Polizeivigilanten und seinem Könige verschaffen sollen. Wieviel Geld haben diese Franzosen seit Hunderten von Jahren aus unserem guten Deutschland herausgetragen, herausgestohlen und herausgeraubt! Und was haben wir jemals wieder von ihnen zurückbekommen? Und auch jenes Geld, hatten es nicht Deutsche, und immer wieder arme Deutsche aufbringen müssen? Und wir sollen es, nach zwanzig Jahren noch, herausgeben? Hören Sie, Herr Baron, wenn ich der König wäre, ich erließe sofort einen Befehl, durch den ich die ganze Untersuchung niederschläge und nur den Mörder zum Teufel jagte und das Geld den beiden jungen Leuten ließe, die sich eben mit ihrem Herzen wiederfanden. Ich glaube wahrhaftig, es käme an die rechten und an die besten Leute. Aber Sie sind der Chef der Untersuchung, und ich bin nur zu Ihren Befehlen hier. Befehlen Sie, daß Ihnen jetzt die Frau zum Verhör vorgeführt werde?«

»Ja!« sagte der Baron.

»In Ihr Zimmer?«

»In mein Zimmer.«

»Sie soll in drei Minuten da sein.«

Der Baron stieg die Treppe zu seinem Zimmer hinauf. Der Polizeirath ging in die Küche.

»Wo ist die Madame?« fragte er die Köchin Christine.

»In der Stube dort.«

Sie zeigte auf die Thür des freundlichen Familienstübchens.

»Bitten Sie sie zu mir heraus.«

Die Köchin ging in das Stübchen und kam mit der Frau Sellner zurück.

»Madame, der Herr Baron von Stromberg wünscht Sie zu sprechen. Er hat ein Anliegen an Sie.« Der Polizeirath sprach es mit der größten Höflichkeit.

Die Frau konnte nicht anders meinen, als daß es sich um eine Wirthschaftsangelegenheit handle.

»Wo ist der Herr Baron?« fragte sie.

»In seinem Zimmer. Darf ich Sie sofort zu ihm begleiten?«

»Wie Sie wünschen.«

Sie ging mit ihm die Treppe hinauf, in das Zimmer des Barons. Der Baron war allein darin.

Was wollte er von der Frau? Warum hatte er sie herholen lassen? Wollte er wirklich jetzt mit ihr das Verhör beginnen, das ihren Mann und noch sicherer sie selbst auf das Schaffott liefern sollte, liefern mußte?

Die Frau war unbefangen. Der Polizeirath war gespannt. Der Baron war die vollkommenste Ruhe.

»Setzen Sie sich,« sagte er höflich zu der Frau.

Sie war eilig; sie hatte ihre Gäste verlassen. Sie blieb stehen.

»Setzen Sie sich,« wiederholte er. »Ich möchte über

Mancherlei mit Ihnen sprechen.«

Sie sah ihm doch forschend in die Augen. Er war nur höflich. Sie setzte sich. Er nahm ihr gegenüber einen Stuhl ein. Sie erwartete seine Ansprache.

»Madame,« hob er an, »bei Ihnen im Hause ist ein junger Mensch — Ludwig wird er genannt.«

Das blasse Gesicht der Frau war schon bleicher geworden. Ihre Finger begannen leise zu zittern. Sie mußte die Hände in einander legen, damit man es nicht sah.

»Sie werden ihn gesehen haben,« antwortete sie, und auch der Stimme hörte man ein Zittern an.

»Er ist schon lange bei Ihnen?«

»O ja, schon sehr lange.«

»Er ist Ihnen fremd?«

»Wir haben ihn als fremdes, unbekanntes Kind aufgenommen.«

»Wie geschah das?«

»Es war nach der Schlacht bei Leipzig, als die Franzosen aus dem Lande flüchten mußten! Auch hier durch das Gebirge waren viele Flüchtlinge gekommen. Da fanden wir eines Tages das Kind.«

»War es allein, oder war Jemand bei ihm?«

»Es war verlassen.«

»Von den flüchtigen Franzosen?«

»So meinten wir.«

»Wo fanden Sie es?«

»In der Nähe des Hauses.«

»Können Sie mir die Stelle näher bezeichnen?«

»Es stand damals der alte Krug noch. —«

Die Frau wich aus. Sie war schon lange nicht mehr unbefangen. Auch der Baron war es nicht mehr. Sein anfangs bloß höflicher Ton hatte unwillkürlich dem ernstesten, strengsten, eindringendsten Inquirententon Platz gemacht. Und was konnte der Fremde, der mit seiner eben so fremden Begleitung so auf einmal, ohne allen anderen angegebenen oder ersichtlichen Zweck in den abgelegenen rothen Krug gekommen war, was konnte er mit seinem Inquirententon Anderes von ihr wollen, als was der Frage nach dem unbekanntem Kinde so unmittelbar nahe lag, was ohnehin Tag und Nacht mit Schrecken, mit Angst, mit Entsetzen ihr Herz erfüllte, ihr Verbrechen, ihr und ihres Mannes Verbrechen? Hat der Verbrecher, wenn ein Auge ihn nur unerwartet ansieht, einen anderen Gedanken, als, er werde auf seine That angesehen? — Sie antwortete langsamer; sie dachte über ihre Antworten vorher nach. Sie war auf ihrer Hut. Sie wollte es sein, die arme Frau. Ihr Gesicht war mit einer erschreckenden Blässe bedeckt. Ihre Hände, ihre Kniee hielt sie fest zusammengepreßt, um das Zittern zu verbergen, das stärker und allgemeiner ihren Körper durchrieselte.

Konnte die schwache Frau lange in diesem Zustande ausharren? Konnte sie dem Sturme, der ihr drohte, dessen

erstes Wehen schon um sie war, auf die Dauer widerstehen? Der Baron war in den vollen Eifer des Inquirenten gerathen.

»Und in welcher Gegend des alten Kruges fanden Sie das Kind?« fragte er weiter.

»Es war ganz in der Nähe des Hauses.«

»Vor dem Hause? Oder neben ihm?«

»Ich weiß das in der That nicht mehr so genau.«

»Wer fand das Kind?«

»Ich glaube mein Mann, oder —«

»Oder?«

»Ich weiß auch das nicht mehr bestimmt.«

»Aus wie vielen Personen bestand damals Ihr Hausstand?«

»Außer meinem Manne und mir und einem Kinde waren nur ein Knecht und eine Magd da.«

»Leben diese Beiden noch?«

»Ja,« sagte die Frau zögernd. Rief sie mit der Antwort nicht Zeugen hervor, Zeugen, die ihr, ihrem Manne, sich untereinander widersprechen konnten?

»Und wo sind sie?« fragte der Inquirent.

»Hier im Hause,« antwortete sie fast lautlos.

»Und wer sind sie?«

»Der alte Knecht Kasper und die alte Magd Kathrine.«

Sie hatte zu der Antwort alle ihre Kraft zusammen nehmen müssen, und sie hatte so wenig Kraft.

»Waren Sie zu Hause,« fuhr der Inquirent fort, »als das

Kind gefunden wurde?«

»Ja«, konnte sie noch einmal sagen.

»Waren sie bei der Auffindung des Kindes zugegen?«

»Ich weiß es nicht.«

Ihre Kraft war gebrochen. Da sprach sie, ohne sich zu besinnen, vielleicht ohne einmal zu wissen, was sie sprach. Der Inquirent gewährte es.

»Haben die Leute das Kind gesehen?« fragte er, als wenn er nur noch seiner Sache recht gewiß sein wolle.

»Ich weiß es nicht,« sagte sie wieder.

Er hatte sie fest. Zum dritten Mal vielleicht konnte sie noch so antworten; dann war sie völlig vernichtet; dann sah sie ein, daß auch das Nichtwissen sie nicht mehr retten könne; sie konnte nur noch Eins: durch ein vollständiges Bekenntniß von der entsetzlichen Last sich befreien, der sie bis zur Ohnmacht erlag.

»Wie? Sie können mir das nicht einmal sagen?« rief der Baron.

»Nein!« konnte sie kaum hervorbringen. Ihre Antworten waren ein Schluchzen. Ihr ganzer Körper zitterte krampfhaft. Der Polizeirath war blaß geworden. Das Gesicht des Barons hatte der Eifer des Inquirenten roth gefärbt.

»Dann wissen Sie auch wohl nicht mehr den Tag, an dem es war?«

»Den weiß ich,« konnte sie doch noch sagen.

»Und welcher Tag war es denn?«

»Es war gerade am siebenundzwanzigsten October.«

»Ah, wie wissen Sie das noch so genau, da Sie doch von allem Anderen nichts mehr wissen wollen?«

»Ich schrieb den Tag sogleich in dem Kalender an.«

»Und warum das?«

Sie hatte keine Antwort mehr.

»Und warum das?« wiederholte der Baron.

»Antworten Sie mir!«

Die Glieder der Frau flogen.

Aber der Polizeirath war aufgesprungen.

»Herr Baron —«

»Was wollen Sie?«

»Wollten Sie nicht die Güte haben, die Madame zum Beweise ihrer Behauptung den Kalender herbeiholen zu lassen? Man könnte daraus über Mancherlei Auskunft erhalten.«

»Besitzen Sie den Kalender noch?« fragte der Baron die Frau.

»Ja.«

»Können Sie ihn herholen?«

»Gewiß.«

»So bitte ich darum.«

Der Baron sprach es widerwillig. Dem Polizeirath schien ein sehr schwerer Stein vom Herzen gefallen zu sein. Die Frau Sellner war von einer plötzlichen Todesangst befreit. Sie athmete tief auf und erhob sich.

Die Frau verließ das Zimmer. Der Polizeirath folgte

ihr. Sie ging in ihr Schlafzimmer unten im Hause.

Er hatte kein Wort mit ihr gesprochen und wartete an der Thür, aus der sie nach einer Minute mit einem kleinen alten Kalender in der Hand wieder heraustrat. Sie hielt ihm denselben hin, er blickte hinein.

»Hm,« sagte er, »wollen Sie mir den Kalender überlassen?«

»Recht gern. Aber zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf?«

Der kleine dicke Polizeirath sah so gutmüthig aus.

Da wagte die arme Frau in ihrer Angst die Frage, zu der sie an den strenge inquirenden Baron keinen Muth gehabt hatte.

»Hm, wozu Madame?« erwiderte der Polizeirath. »Sie wissen es, und gerade darum fragen Sie mich. Darf ich Ihnen eine Antwort geben?«

Die Frau drohte zusammenzusinken. Sie hatte keine Frage, kein Wort weiter. Aber der Polizeirath hatte eine Frage an sie.

»Der junge Ludwig, Madame, der Knabe, nach dem der Herr Baron Sie fragte, ist er ein braver Mensch geworden?«

»Gewiß, mein Herr,« antwortete sie, »ein sehr braver Mensch.«

»Das freut mich. Und nun, Madame, kehren Sie in Ihr Schlafgemach zurück und legen Sie sich zu Bett. Sie bedürfen der Ruhe. Sie sind angegriffen, und die Stärkste

sind Sie wahrhaftig auch nicht.«

»Das weiß Gott,« seufzte die Frau.

Sie mußte doch fragend nach ihm aufblicken. Aber sie las nichts in dem runden, gutmüthigen Gesichte des gewandten Polizeimannes. Sie wollte in ihr Schlafgemach zurückkehren. Der Polizeirath hielt sie noch einmal an.

»Ah, Madame, um etwas muß ich Sie doch noch bitten. Ich bin verzweifelt hungrig. Werden wir bald ein Abendbrod erhalten?«

»Es soll auf der Stelle bereit sein.«

»Wohl, Madame, und zwar, wenn ich bitten darf, unten im Fremdenzimmer.«

Die Frau ging, das Abendbrod zu bestellen. Er sah ihr sinnend nach. Dann schritt er durch den Flur zu der Hausthür; in dieser blieb er stehen.

Die Octobernacht war stockdunkel geworden. In dem Dunkel herrschte rund umher die tiefste Stille. Der Polizeirath schaute und horchte eine Zeitlang in Dunkel und Stille hinein; dann pfiff er, wie vergnügt oder gedankenvoll, vor sich hin. Aus der Stille und der Dunkelheit nahte sich ein Schritt. Der lange Gensdarm Schmidt stand vor dem Polizeirath.

»Ist Alles besorgt?« fragte ihn der Polizeirath.

»Alles.«

»Gut.«

Der Gensdarm verlor sich wieder in der dunklen

Nacht. Der Polizeirath kehrte in das Haus zurück. Er ging die Treppe hinauf in das Zimmer des Barons, der ihn etwas ungeduldig zu erwarten schien.

»Sie blieben lange!«

»Ich bitte um Entschuldigung.«

»Und Sie kommen allein zurück?«

»Um Sie zum Abendessen in das Fremdenzimmer hinunter zu bitten.«

»Aber die Frau!«

»Sie brach zusammen; sie konnte nicht mehr von der Stelle. Ich mußte ihr selbst sagen, sie möge sich zu Bette legen.«

»Fatal! Sehr fatal! Was werden wir nun weiter machen?«

»Ueberlegen wir es während des Essens.«

»Es wird vorläufig nichts Anderes übrig bleiben. Ich werde gleich unten sein.«

Der Polizeirath verließ das Zimmer des Barons. Er hatte noch etwas zu thun, bevor er zum Abendessen ging, wie verzweifelt hungrig er sein mochte.

Oben im Hause an einem Seitengange lag noch ein kleines Stübchen. An dessen Thür klopfte der Polizeirath, der schon überall im Hause Bescheid wußte. Ein reizendes, freundliches, glückliches Mädchengesicht erschien in der Thür.

»Der Ludwig ist wohl bei Ihnen, Fräulein Caroline?«

»Die Liesbeth ist auch da,« antwortete verschämt und

erröthend die Mamsell Caroline. Das Erröthen hatte sie nicht verlernt.

»Hm, von der Liesbeth will ich nichts. Aber schicken Sie mir wohl den Ludwig heraus?«

»Er soll sogleich kommen.«

Sie trat in das Stübchen zurück. Der Ludwig erschien draußen.

»Herr Ludwig, haben Sie Muth?« fragte ihn der Polizeirath.

»Ich denke.«

»So gehen Sie auf der Stelle zu dem Herrn Sellner und bitten Sie ihn um die Hand seiner Tochter.«

»Wie —?«

»Haben Sie mich nicht verstanden?«

»Gewiß, aber —«

»Kein aber. Doch Eins. Sie wissen nicht, wo der Herr Sellner jetzt ist?«

»Nein.«

»Gehen Sie draußen auf den Hof, dort wird ein langer Mensch in einem zugeknöpften grauen Ueberrock zu Ihnen kommen. Dem sagen Sie, daß Sie zum Herrn Sellner wollen, und er wird Sie zu ihm führen. Aber gehen Sie jetzt gleich.«

»Ich werde gehen.«

»Und weder der Mamsell Caroline, noch sonst einem Menschen sagen Sie ein Wort. Und dann noch Eins, ziehen Sie Ihre Reisekleidung an.«

»Darf ich Sie fragen, warum das?«

»Nein. Eilen Sie!«

Der Polzeirath verließ den jungen Mann.

9.

In dem Fremdenzimmer des rothen Kruges war der Abendtisch gedeckt, freilich nur für zwei Personen. Es war aber nur erst ein Gast da. Der kleine, dicke Polizeirath ging ungeduldig in dem Zimmer auf und ab. Er sah knurriger aus denn je. So blickte er bald nach dem Tische, auf dem noch keine Speisen standen und zu dem der zweite Gast sich noch nicht einfinden wollte, bald horchte er am Fenster in die dunkle und stille Nacht hinaus. Der zweite Gast erschien endlich.

»Entschuldigen Sie,« trat der Baron vornehm ein, »ich hatte noch Allerlei zu besorgen.«

Eine Aufwärterin trug eine herrlich duftende und dampfende Hühnersuppe herein. Dem Polizeirath fingen die Augen an zu leuchten.

»Gehorsamer Diener!« sagte er höflich zu dem Baron, der sich entschuldigt hatte. »Aber befehlen Sie nicht, daß wir uns setzen?«

»Ich bitte darum.« —

Sie wollten sich an den Tisch setzen. Draußen wurde ein schneller Schritt laut. Er kam auf den Krug zu.

»Donnerwetter!« fluchte leise, aber desto ergrimmt der Polizeirath in sich hinein.

Der Schritt war in das Haus gekommen. Die Thür des Zimmers öffnete sich. Ein Gensdarm trat schnell herein und auf den Baron zu.

»Herr Baron, ich habe zu melden, daß der Gefangene bittet, dem Herrn Baron vorgeführt zu werden.«

»Welcher Gefangene?« fragte der Baron.

»Der in dem Stall eingeschlossen ist.«

»Ah, ah!« — der Baron sprach es zu dem Polizeirath, »der Herr Sellner! Er wird ein Bekenntniß ablegen wollen! Die Einsamkeit! Er war ohnehin schon beinahe erdrückt von dem Gewichte der Vorhaltungen, die ich ihm machte. Ah, ich hatte es erwartet.«

»Ich werde auf der Stelle kommen,« sagte er zu dem Gensdarm; dieser entfernte sich wieder. Der Baron wandte sich zu dem Polizeirath zurück. »Gehen wir sofort!« sagte er.

Der Polizeirath erwiderte nichts. Er sah so sonderbar aus. Er warf einen wehmüthigen Blick auf den gedeckten Tisch, auf die dampfende und duftende Hühnersuppe. Dann lachte er doch wieder so listig in sich hinein. Und dann mußte er wie besorglich forschend den Baron ansehen, der schon ungeduldig auf ihn wartete. Aber seine gute und listige Laune gewann die Oberhand, und dann wurde er doch wieder ernst.

Sie hatten das Zimmer, das Haus verlassen und gingen in der Dunkelheit an der langen Scheune und der Gartenmauer entlang nach dem Stalle hin, in dem der

gefangene Sellner eingeschlossen war. Unterwegs begann der Polizeirath zu sprechen.

»Hm, Herr Baron, ich wollte, er wäre schon über alle Berge.«

»Wen meinen Sie?« fragte der Baron.

»Den Herrn Sellner meine ich.«

Der Baron mußte sich zusammennehmen, um nicht aufzufahren. »Ich begreife Sie nicht, Herr Polizeirath?

Der Mann, der das Geständniß eines schweren, empörenden Verbrechens ablegen soll, das so viele Jahre in tiefster Verborgenheit geblieben war?«

»Und wozu soll er das Geständniß ablegen, Herr Baron?«

»Damit der Arm der Gerechtigkeit ihn erreiche.«

»Hm, Herr Baron —«

»Was wollen Sie bezweifeln?«

»Ich wünschte bezweifeln zu können, daß auch die arme Frau und das brave Kind von diesem Arme der Gerechtigkeit mit ergriffen werden, und zwar die Verführte und die Unschuldige schwerer und härter, als der Schuldige, eigentlich der allein Schuldige. Aber —«

»Aber?« fragte der Baron. Sie waren an dem Stalle angelangt. Vier Gensdarmen hielten das kleine Gebäude auf seinen vier Seiten besetzt. Der Eine von ihnen bewachte zugleich den alten Knecht Kasper, der noch da war. Der Baron war sehr zufrieden. Er umging den Stall nach allen Seiten.

»Ist nichts vorgefallen?« fragte er die Gensdarmen.

»Zu Befehl, Herr Baron, nichts, als daß vorhin der Gensdarm Schmidt hier war —«

»Ich erkundige mich nicht nach dem Gensdarm Schmidt. Ich frage nach ungewöhnlichen Ereignissen.«

»Zu Befehl, Herr Baron, Ungewöhnliches ist nichts weiter passirt.«

»Gut. Einer von Ihnen zünde die Laterne an und führe uns zu dem Gefangenen.«

Die Gensdarmen waren im Dunkeln. Einer von ihnen zündete eine Laterne an, schloß die Thür des Stalles auf und wollte vorleuchtend, hineingehen. Der Baron hielt ihn zurück.

»Sie bleiben Sie draußen.— Herr Polizeirath, Sie sind wohl so gütig, die Laterne zu nehmen. Wir Beiden allein werden zu dem Gefangenen gehen. Je weniger Zeugen zugegen sind, desto leichter wird einem Verbrecher das Geständniß.«

»Es ist eine alte Erfahrung,« sagte der Polizeirath. Er nahm die Laterne und trat in den Stall. Der Baron folgte ihm, die Thür hinter sich zuziehend. Er sah sich in dem Stall um. Er fand Alles darin, wie er es vorhin verlassen hatte. Es mochte ihm wenigstens so scheinen. Die Laterne brannte etwas trübe, ihr Licht flackerte.

Darum sah auch wohl der Polizeirath so besonders forschend und neugierig umher und er war dabei wieder besorglich und er schien sich zusammennehmen zu

müssen, um selbst den knurrigen Ausdruck in seinem Gesichte beizubehalten.

In dem trüben und flackernden Lichte stand hinten in dem Stalle der Gefangene. Der Baron wandte sich an ihn.

»Gefangener Sellner, Sie haben gewünscht, mich zu sprechen?«

»Herr Baron,« antwortete der Gefangene —

Der Baron wich zurück, wie vor einem Gespenst oder vor dem Bisse eines wilden Thieres. Dem Polizeirath wollte für einen Augenblick plötzlich der Athem ausgehen. Das war nicht die Stimme des Gefangenen Sellner, die sie gehört hatten. Der Gefangene trat aus dem Hintergrunde des Stalles hervor. Sie sahen auch nicht die Gestalt des Herrn Sellner vor sich.

Der Kellner Ludwig stand vor ihnen, in der Kleidung des Herrn Sellner, und die schlanke Figur war sonderbar genug anzusehen in dem weiten Rocke des starken, kräftigen Mannes, der nicht da war und auch das hübsche Gesicht sah so eigenthümlich aus, wie gedrückt von einer schweren Angst, und doch strahlend in einem hohen, hellen Glücke, das sich am Ende um keine Angst und um keine Schrecken kümmerte.

»Was ist das?« rief der Baron.

»Herr Baron, ich nehme Alles allein auf mich,« sagte der Kellner Ludwig.

»Was ist denn geschehen?«

»Ich habe mit dem Herrn Sellner die Kleider getauscht
—«

»Das sehe ich.«

»Und er ist so entkommen. Die Gensdarmen konnten ihn in der Dunkelheit nicht erkennen.«

»Aber wie konnten Sie hier hineinkommen?«

»Hm, hm, Herr Baron,« nahm der Polizeirath das Wort, »darf ich Ihnen die Antwort darauf geben? Haben Sie nur die Güte, mir vorher eine Frage an den jungen Mann zu gestatten.«

Der Baron stand in jenen tiefen Gedanken, in denen man nicht hört und nicht sieht.

Der Polizeirath wandte sich an den Kellner.

»Haben Sie Ihren Zweck erreicht?«

»Ja!« rief der junge Mann. »Und ich verdanke Ihnen mein Glück, mein Alles.«

»Hm, so verdanken Sie mir auch Ihre fernere Gefangenschaft. Sie bleiben vorläufig hier. Befehlen Sie nicht so, Herr Baron?«

Der Baron hörte wieder. »Unzweifelhaft,« sagte er.

»Darf ich dann bitten, Herr Baron, den Gefangenen einstweilen hier allein zu lassen? Ich wünschte Ihnen einige nothwendige Mittheilungen zu machen.«

Der Baron mochte einsehen, daß das in der That nothwendig sei. Er sagte auch wieder: »Gehen wir.«

Sie verließen den Stall. Der Polizeirath schloß ihn ab.

»Die Nacht ist schön,« sagte er zu dem Baron. »Der

Hunger ist mir für den Augenblick vergangen. Darf ich Ihnen eine Promenade durch den Garten vorschlagen?«

Der Baron ging stillschweigend in den Garten hinein. Der Polizeirath gesellte sich zu ihm.

»Herr Baron, der Ludwig ist mit der Mamsell Caroline verlobt.«

»So?«

»Er hat auch das Jawort des Vaters, des Herrn Sellner erhalten.«

»Ah!«

»Ich schickte ihn — ich war doch einmal der Vertraute der Liebe der beiden jungen Leute geworden — ich schickte ihn zu dem Zwecke in den Stall zu dem Alten. Auf diese Weise kam er hinein.«

»Um mit Hülfe der Polizei selbst einen Verbrecher, einen Mörder entwischen zu lassen!«

»Herr Baron, ich will Ihnen nichts verhehlen; das war mein Gedanke, als ich ihn hinschickte.«

»Herr — und Sie gestehen mir das geradezu ein? Ihr Verfahren war gegen Ihr Amt, gegen Ihre Pflicht, gegen Recht und gegen Gesetz!«

»Hm, Herr Baron, Sie nannten Recht und Gesetz zuletzt. Lassen Sie mich zuerst bei ihnen verweilen; mein Amt und meine Pflicht finden sich dann von selbst.«

»Wie? Sie wollen Ihr Benehmen zu rechtfertigen suchen?«

»Haben Sie die Güte, mir zuzuhören. Sie sprachen also

von Recht und Gesetz. Nun, das Recht ist gegenüber dem Gesetze eine eigene Sache; ein noch sonderbareres Ding ist aber das Gesetz gegenüber dem Rechte. Indeß, Sie werden mir zugeben, daß das Gesetz gilt, nothwendig und unbedingt gilt und gelten muß, wenn es auch in dem einzelnen Falle das vollkommenste Unrecht sein sollte.«

»Das klare Gesetz muß man anerkennen,« gab der Baron zu.

»Hm, Herr Baron, und nach unserem klaren Gesetze verjähren Verbrechen, wenn zwanzig Jahre seit ihrer Begehung verflossen sind, dergestalt, daß dann keine Untersuchung und keine Strafe mehr stattfinden darf!«

»So lautet das Gesetz; auch für den Mord.«

»Und Herr Baron, dieses Gesetz kann in dem einzelnen Falle ein empörendes sein, dem Rechte geradezu in das Gesicht schlagen — es kann zum Beispiel hier das schreiendste Unrecht von der Welt sein, wenn dieser Herr Sellner, der heute als gemeiner, roher, frecher, unmenschlicher Raubmörder entlarvt wird, zugleich offen und frei gleich einem ehrlichen Manne, als loyaler Bürger umhergehen, vor Gericht und Polizei sich hinstellen dürfte, weil seit Verübung seines Verbrechens zwanzig Jahre verflossen sind. Nicht wahr, Herr Baron, Ihr Rechtsgefühl sagt Ihnen das gewiß?«

»Es wäre empörend,« sagte der Baron.

»Und es könnte so sein, Herr Baron! Die Frau hat mir ihren Kalender vom Jahre 1813 übergeben. Sie hat darin

den Tag bezeichnet, an welchem der fremde französische Knabe Ludwig in das Haus gekommen sei. Der Kalender ist echt, die Schrift ist alt. Es ist also auch an der Richtigkeit des Tages nicht zu zweifeln, und der Tag kann nur der Tag des Verbrechens, des Mordes sein, und es ist der siebenundzwanzigste October des gedachten Jahres.«

Der Baron fuhr auf.

»Gerade der siebenundzwanzigste?«

»Gerade.«

»Und gerade dasselbe Datum haben wir heute!«

»Ja, es ist ein Schicksalsdatum. Das Verbrechen ist gerade heute verjährt.«

»Verjährt?« lachte der Baron. »Die Verjährung mein lieber Polizeirath tritt erst ein, wenn seit dem Verbrechen zwanzig Jahre *verflossen* sind, ohne daß eine Untersuchung eingeleitet war, und ich habe schon heute die Untersuchung eingeleitet, da die Zeit noch nicht verflossen ist.«

Auch der Polizeirath lachte; doch er lächelte nur.

»Das Gesetz fordert eine *gerichtliche* Untersuchung, Herr Baron.«

»Ich bin Richter.«

»Aber nicht hier. Sie sind hier nicht im Auftrage eines Gerichts, Sie sind hier nur in einer Mission des Hofes, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und schon darum nicht als Richter.«

Der Baron wurde still.

»Habe ich Recht?« fragte der Polizeirath.

Der Baron antwortete nicht. Aber er sprach wie in Verzweiflung für sich: »Und die Residenz ist dreißig Meilen entfernt, und in zwei Stunden ist die Mitternacht da und dieser unglückliche Tag vorüber! Und auch das nächste competente Gericht ist mindestens drei bis vier Meilen von hier entfernt und vor Mitternacht nicht zu erreichen. Da ist in der That Alles vorbei.«

Es war doch eine Antwort. So nahm es auch der Polizeirath.

»Ich habe also Recht, Herr Baron. Es ist das Recht der Gesetze, nur der Gesetze freilich. Aber es ist bindend, maßgebend, wie Sie selbst einräumten. Man muß sich ihm unterwerfen. Und die Wahrheit zu sagen, Herr Baron — wir haben heute schon ein paarmal darüber gesprochen — im Grunde ist diesmal das Recht des Gesetzes auch das echte wahre, gute und brave Recht. Von dem Verbrechen wußte bisher kein Mensch etwas. Nur jener Polizeispion da hinten in seinem Frankreich, in einer ganz andern, weiten und fremden Welt, hatte eine Erinnerung; aber er kannte nicht Ort, nicht Gegend, nicht Menschen. Er theilte aus den gemeinsten Motiven das, was er wußte, weiter mit. So erfuhren es ein paar Beamte, um es weiter zu untersuchen, das heißt, um zunächst festzustellen, ob denn wirklich die That geschehen, das Verbrechen, der Mord verübt sei. Wir sind zu dem Zwecke hier. Was haben wir ermittelt? Lebt das

Verbrechen hier in der Erinnerung der Leute? Weiß nur ein einziger Mensch in dem Orte, in der Gegend, im Gebirge, im ganzen Lande etwas von ihm? Und, Herr Baron, am schönen Rhein, in Bonn, lebt ein Mann — er heißt Ernst Moritz Arndt und ist — aber zum Teufel, Herr Baron, der Mann ist jetzt in Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe, und demagogische Umtriebe sind Hochverrath, und Hochverrath ist nach unserem Gesetze das schwerste, das allerschwerste Verbrechen, schwerer als der Mord, denn den Mörder rädern wir Gott Lob nur, den Hochverräther aber viertheilen wir, und so steht auch der Arndt unter der Strafe des Viertheilens aber bei Gott! ich kann mir nicht helfen; ich muß trotzdem, daß ich zur Polizei gehöre, sagen, der Arndt ist einer der bravsten deutschen Männer, und auch Sie, Herr Baron, werden es sagen, denn Sie sind selbst ein braver Mann, und es werden nicht viele Jahre ins Land kommen, so wird es auch die ganze Welt sagen, und man wird die Demagogenfängerei von heute nicht begreifen können — jede Zeit hat ihre Krankheiten, für die eine andere Zeit kein Verständniß mehr hat. Aber, Herr Baron, um wieder auf unsere Sache zu kommen, Ernst Moritz Arndt hat einmal folgenden weisen Spruch gethan: Wenn ein Huhn vom Dache gefallen ist und Niemand ist es gewahr geworden, so ist kein Huhn vom Dache gefallen. Und so, Herr Baron, ist es auch mit unserem Falle hier: Wenn kein Mensch etwas von einem Morde weiß, so ist eben

kein Mord vorgefallen. Und wo kein Mord vorgefallen ist, da kann man auch keinen Mörder bestrafen. Hm, Herr Baron, was meinen Sie wohl, welchen Eindruck würde es hier in der Gegend, im ganzen Lande machen, wenn es auf einmal heißen müßte.: da ist ein paar hundert Meilen weit ein lumpiger, hungriger Franzose hergekommen, der hier zu Gelde kommen wollte, und der hat zu dem Zwecke den alten Sellner und seine Frau wegen eines Mordes angezeigt, der einmal vor zwanzig Jahren begangen sein soll, und da haben die Gerichte inquiret und inquiret und zuletzt den Mann gerädert und die Frau geköpft und die Kinder um Eltern und Brod und Ehre und Alles gebracht. Und der Sellner hatte immer wie ein ordentlicher und anständiger Mensch in Achtung und Ansehen gestanden, und seine arme, kränkliche, leidende Frau war die Güte und Bravheit selbst, und jeder Mensch mußte sie lieb haben und hatte sie lieb, und wenn sie wirklich, von ihrem Manne verleitet, etwas verbrochen hatte, so hatte die schwerste Gewissensangst seit den zwanzig Jahren sie tausend- und tausendmal schwer und hart genug dafür bestraft, und die Kinder gar sind doch so unschuldig, wie nur Kinder im Mutterleibe sein können; die arme Caroline war damals in der That noch nicht geboren. — Und das Alles sollen wir dennoch als Recht hinnehmen, und wir sollen Trost und Beruhigung und Stärkung im Guten darin finden, daß die Menschen jetzt noch gerädert und geköpft und unsere vortrefflichen

Gesetze auch nach so langer Zeit noch zu Ehren gekommen sind? Meinen Sie, daß die Welt ein anderes Urtheil haben würde, haben könnte, Herr Baron? Meinen Sie, daß jenes Schicksal namentlich der Frau und der Kinder etwas Anderes, als das tiefste Mitleid einerseits und die höchste Empörung andererseits hervorrufen könnte? Der Mann, freilich, der eigentliche Mörder, der eigentlich Schuldige, der zudem auch später hart und roh geblieben, an den kein Gewissen und keine Reue herangetreten ist — hm, Herr Baron, um ihn noch zu rädern, dazu ist die Geschichte auch nicht wieder aufzufrischen, wohl aber darf er nicht mehr wie ein ehrlicher, redlicher Bürger hier umhergehen, und darum, Herr Baron, habe ich den Ludwig zu ihm geschickt, und der Bursch — hat er mich verraten oder nicht, gleichviel — er hat gethan, was er thun sollte. Und was manchmal zum entsetzlichsten Schrecken der Polizei geschieht, das ist hier einmal mit dem Willen der Polizei geschehen. Der Mörder ist fort, er wird nicht zurückkehren, und das ist Strafe genug für ihn. Für die Todesstrafe bin ich ohnehin nicht. Hier wird ihn zudem kein Mensch vermessen. Und dann noch Eins, Herr Baron. Wir gehen immer davon aus, daß hier ein Mord vorgefallen sei. Wir haben das für so gewiß angenommen, daß von etwas Anderem gar nicht einmal die Rede gewesen ist. Aber kann sich denn die Sache nicht anders verhalten? Selbst die Aussage des Franzosen, sie deutet mit keinem Worte direct auf einen

Mord, eine Tödtung hin. Der Mensch hat seinen Herrn todt daliegen sehen. Aber wie der Tod gekommen war, davon weiß er nichts, davon konnte und kann er nichts wissen. Und wir sollen es können? Wir sollen dennoch annehmen können, annehmen müssen, daß die Sellners den Franzosen umgebracht haben? Kann der Mann nicht eines ganz natürlichen Todes gestorben sein? Er war seit vierzehn Tagen gehetzt wie ein wildes Thier von Hunden und Jägern. Er hatte Tag für Tag, Nacht für Nacht flüchten müssen von Busch zu Busch, von Schlucht zu Schlucht, von Berg zu Berg. Er hatte Hunger und Durst gelitten, alle Unbilden eines kalten, wilden, ungestümen Wetters; er hatte seine Frau auf der Flucht verloren und nicht einmal begraben können; er hatte das kranke Kind zu pflegen, um es vor Aehnlichem zu bewahren. Er war selbst krank, schwach, elend. An jenem Tage waren Ermüdung, Erschöpfung, Hunger, Angst und Noth besonders an ihn herangetreten. So fand er den Stall, verbarg sich darin, suchte Ruhe, fand die ewige Ruhe auf dem einfachen Wege der Natur — ein Nervenschlag, noch wahrscheinlicher ein Blutsturz — der machte dem auf den Tod erschöpften Leben ein Ende. So fanden ihn die Sellners; vielleicht hatten sie das Wimmern des Kindes gehört. Sie fanden bei dem todten Manne all das Geld. Sie wollten es nicht wieder herausgeben. Sie vergruben den Todten, von dem kein Mensch in der Welt etwas wußte. Sie schwiegen um des Raubes willen, und

um nicht zugleich für Mörder gehalten zu werden. Kann es nicht auch so sein, Herr Baron? Ist es weniger wahrscheinlich, als jener entsetzliche Mord? Die Wahrheit können wir nicht mehr ermitteln. Wir haben keinen Leichnam mehr, den wir untersuchen könnten. Die Knochen, wenn wir sie fänden, sind eben nur Knochen. Da ist denn doch auch insofern die Verjährung nicht ganz zu verachten. Das Geld, das sie dem Todten abnahmen, ist freilich trotzdem bei ihnen unrecht Gut. Aber wäre es gerechteres bei dem Franzosen und seinem Könige? Und so, Herr Baron, meine ich denn, wir könnten doch mit unserer Mission zufrieden sein. Jedenfalls ist das Gesetz mit seinen Verjährungsparagraphen einmal da und die Mitternacht nahe, und da können wir nichts Anderes, als gute Miene zu bösem Spiel machen, und mit der guten Miene befreien wir zunächst den armen, glücklichen Ludwig, und setzen wir uns dann endlich zu Tische. Ich bin wahrhaftig sehr hungrig geworden.«

Der Baron hatte dem Polizeirath mit großer Geduld zugehört, und als der kleine dicke Mann fertig war, hatte er zwar keine sehr gute, sondern noch immer eine etwas verdrießliche Miene, aber er war doch vollkommen ruhig, und mit dieser Ruhe sagte er zu dem Polizeirath:

»Setzen Sie den Ludwig in Freiheit, und dann gehen wir zu Tische. Und noch Eins, befehlen Sie unseren Leuten strenge bei ihrem Diensteide an, daß kein Wort von dem Vorgefallenen über ihre Lippen kommt.«

»Es soll Alles geschehen, Herr Baron, wie Sie befehlen.«

Als sie dann endlich zu Tische saßen, hatte der Baron auch die gute Miene, und jedenfalls eine weit zufriedenerere, als wenn er sich — essen muß auch ein Inquirent — mit dem Bewußtsein hätte zu Tische setzen müssen, daß es ihm durch Kunst und Talent geglückt sei, den Herrn und die Frau Sellner reif zum Schaffot und ihre Kinder zu Waisen gemacht zu haben.

Nur Eins drückte ihn als guten Inquirenten.

»Hm, Herr Polizeirath, was Sie da vorhin von der Wahrscheinlichkeit eines natürlichen Todes sprachen, hat mich frappirt.«

»Ich wünsche, es hätte Sie überzeugt, Herr Baron.«

»Ah, zu der Ueberzeugung möchte ich eben gelangen. Drei Fragen an die Frau —«

Der Polizeirath unterbrach ihn.

»Herr Baron, lassen wir auch das im Grabe ruhen. Die Verjährung ist nun einmal für Alles da; lassen Sie sie auch für die Ruhe der armen Frau da sein.«

Und der Baron schwieg. Er war wirklich ein braver Mensch. —

Und so nehmen wir Abschied von dem Baron und — nein, noch nicht von seinem Polizeirath.

Der kleine dicke Herr hatte zwei Jahre später eine Geschäftsreise zu machen, die ihn durch die Schlucht führte, in welcher der rothe Krug lag. Er mußte an dem

Hause vorbei; wer konnte ihm verdenken, wenn er die Lust verspürte, halten zu lassen? Die Pferde waren zudem müde; er ließ halten, er ging in den Krug.

Er trat zuerst in die Fuhrmannsstube. Er hatte das Gesicht des alten Kasper schon von außen am Fenster gesehen. In der Stube sah er auch wieder die alte Kathrine. Der alte Knecht that nichts, wie früher; die alte Magd nähte, wie früher.

»Hm, wie geht's im rothen Kruge?« fragte der Polizeirath.

»Gut,« wurde ihm geantwortet. Der alte Kasper konnte dennoch nicht umhin, ihn etwas mißtrauisch anzusehen.

Der Polizeirath bestellte sich einen Schoppen Wein und ging auf die andere Seite des Flurs in das Fremdenzimmer. Er fand auch hier noch Alles, wie es vor zwei Jahren gewesen war. Auch die Glasthür war noch da, die in das hinter dem Zimmer gelegene freundliche Familienstübchen führte, und an dem Fenster noch der weiße Vorhang, und sogar noch in dem Vorhang jene kleine Oeffnung, durch die man in das Stübchen hineinsehen konnte. Aber in dem Stübchen war es anders, als damals. Der Polizeirath blickte durch die Oeffnung — er hätte kein Polizeirath sein müssen, wenn er es nicht gethan hätte — und da sah er darin, nicht die Familie Steinauer an dem mit Speise und Trank zum Brechen bedeckten Tische, aber zwei hübsche junge, glückliche Frauen, die jede ein blühendes Kind auf dem Schooße

hielten, und vor ihnen eine alte, blasse, aber im Glück still demüthige Frau, die mit den beiden Kindern spielte und lächeln konnte, während sie so spielte.

Und der Polizeirath erkannte die drei Frauen, die alte Frau Sellner und die hübsche Caroline, die die Frau des hübschen Ludwig, und die ehemalige Magd Liesbeth, die die junge Frau Sellner sein mußte.

»Hm, hm,« sagte er für sich, »nun weiß ich eigentlich genug, und wenn ich mich mit guter Manier heimlich wieder davon machen könnte, ich thäte es.«

Er konnte es aber nicht.

Die Thür des Fremdenzimmers öffnete sich, der vormalige Kellner Ludwig trat herein. Auch dem jungen Manne sah man das volle Glück an, und als er so plötzlich den Polizeirath gewahrte, da schoß ihm eben so schnell die Gluth der freudigsten Ueberraschung und Dankbarkeit ins Gesicht.

»Herr Polizeirath, welches Glück bereiten Sie uns, daß Sie einmal wieder in den rothen Krug kommen.«

»Hm, hm,« knurrte der Polizeirath, »ich wüßte eben nicht, wie Sie das glücklich machen könnte.«

»Verdanken wir denn nicht Ihnen Alles?«

»Sie verdanken mir gar nichts. Aber —«

So weit mußte der Polizeirath noch knurren; es war einmal seine Art so. Dann thaute er doch etwas auf.

»Sind Sie denn wirklich glücklich, Herr Ludwig?«

»Alle, Alle!« rief der junge Mann. »Kommen Sie mit

mir! Ueberzeugen Sie sich. Auch die Anderen sollen Ihnen danken.«

»Still, still! Ein Paar von den Anderen habe ich schon durch die Thür da gesehen — die hübsche Caroline mit einem allerliebsten Kinde auf dem Schooß —«

»Meine Frau mit unserm Knaben!«

»Hm, hm, ich glaube es. Und dann die Liesbeth, auch mit ihrem Kinde —«

»Meine Schwägerin, die Frau meines Schwagers Fritz.«

»Ich hatte es mir gedacht.«

»Er selbst ist gerade verreist. Wir Beide bewirthschaften zusammen den rothen Krug.«

»So, so! Und auch Ihre Schwiegermutter sah ich. Sie schien glücklich mit den jungen Frauen und den beiden Kindern zu sein.«

»Ja, und besonders hat sie mein Kind so lieb, ober ob ich mir das nur einbilde —«

»Hm — und wo ist Ihr Schwiegervater?«

Der junge Mann wurde ernst.

»Wir haben ihn seit jener Zeit nicht wiedergesehen. Eine Zeitlang nach seinem Verschwinden hörten wir gar nichts von ihm, dann war meine Schwiegermutter eines Morgens so besonders, so recht innerlich still und ruhig, und sie theilte uns mit, in der Nacht sei der Vater da gewesen und habe ihr eine Urkunde überbracht, worin er ihr und seinen Kindern sein ganzes Vermögen verschrieb

und habe gesagt, hier wieder bleiben könne er nicht, aber es gehe ihm gut und es fehle ihm an nichts. So sei er wieder gegangen. Beim Abschiede habe er ihr auch den Ort genannt, wo er sich aufhalte; er habe sie aber gebeten, ohne Noth Niemanden damit bekannt zu machen.«

Der Polizeirath hatte noch eine Frage.

»Hat Ihre Schwiegermutter Ihnen nicht gesagt, warum ihr Mann nicht zurückkehren wolle?«

»Nicht mir, nicht den Anderen. Ich habe aber auch nicht danach gefragt.«

»Fragen Sie die brave Frau auch ferner nicht danach. Und nun gehaben Sie sich wohl und grüßen Sie mir alle die Ihrigen.«

»Und Sie wollen ohne den Dank der Anderen gehen?«

»Dank, Dank,« mußte der Polizeirath doch noch einmal knurren. »Aber hören Sie, Herr Ludwig, ich sähe die Anderen gern noch einmal wieder, besonders Ihre kleine junge Frau. Aber es würde die brave alte Frau da angreifen und — leben Sie wohl!«

Er kehrte zu seinem Wagen zurück und fuhr weiter.

Im Wagen sagte er für sich:

»Hm, hm, ich möchte doch für mein Leben gern wissen, ob Mord oder nur Raub, oder am Ende gar eine lumpige Unterschlagung? — Aber mag es ruhen im Grabe; verjährt ist und bleibt die ganze Geschichte ja einmal! — Nur den Herrn Geheimrath Baron von Stromberg hätte ich wieder bei mir haben mögen — was

der heute für ein Gesicht würde gemacht haben!«

Der Baron hatte also eine sehr rasche Karriere gemacht.